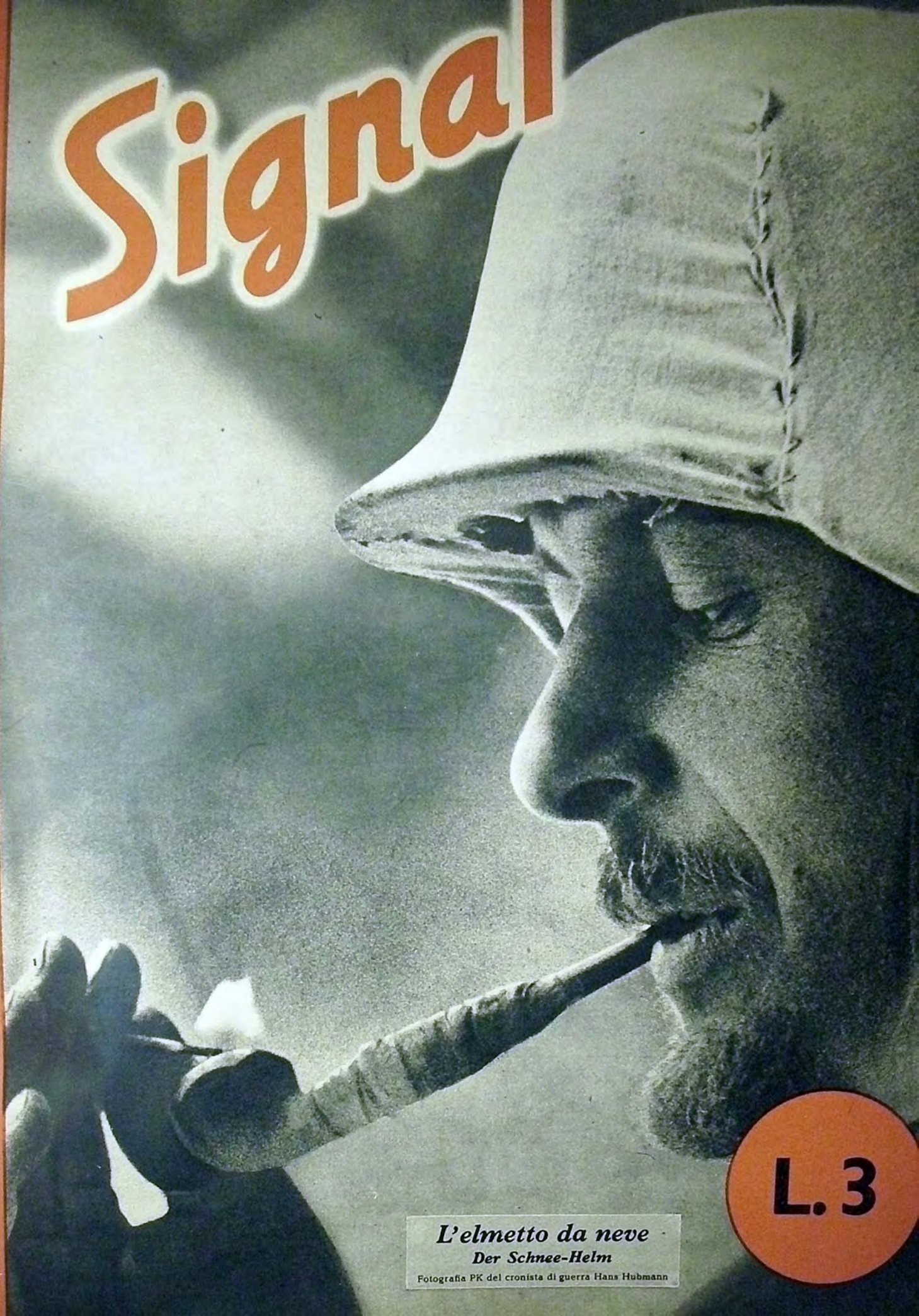


Signal

1° NUMERO DI FEBBRAIO 1942



*L'elmetto da neve
Der Schnee-Helm*

Fotografia PK del cronista di guerra Hans Hubmann

L.3

SOVIEL ÜBER DAS ANGELN

Hätten die Fische keinen Magen, so wäre es um die Angler schlecht bestellt. Weil sie aber mehr verschlingen wollen, als die Natur ihnen zuziift, verbirgt sich oft im verdaulichen Köder ein unverdaulicher Haken — die Rechnung mit der Gefräßigkeit der Lebewesen geht meistens auf.

Vor fünf Monaten kreuzte ein Schiff irgendwo im Atlantik, besetzt mit einigen Anglern. Ob sie in Wirklichkeit geangelt haben, steht dahin; daß sie aber jemanden betrogen wollten, um ihn dann selber zu verspeisen, ist sicher. In Richtung auf Europa legten sie Lebensmittel mancherlei Art aus, und der nach Asien gerichtete Köder bestand aus Benzin und Schrott. Für England klemmten sie einige Bomber an die Angelschnur, und nach Südamerika winkten sie mit fetten Börsen. Damit die Welt wisse, was sie trieben, gaben sie Bulletins heraus; das letzte sprach von dichtem Nebel und ungünstigen Aussichten für das Angeln. Immerhin, der Kapitän dieses Dampfers — Roosevelt hieß er, und das Schiff hieß „Potomac“ — war trotz der verhangenen Aussicht voller Hoffnungen.

Die Fische aber benahmen sich unterschiedlich. Während die weniger klugen sich aus ihrem Element locken ließen und mit ihren Anglern sogar gemeinsame Choräle anstimmten, zum Beispiel das Lied von den Christlichen Soldaten, verhielten sich andere stumm, wie es einem weisen Fisch geziemt. Wie gesagt, das war vor fünf Monaten.

Der Feiertag hebt sich vom Alltag dadurch ab, daß man an ihm die Tafel reicher besetzt. Zu den Genüssen, ja beinahe schon Symbolen des Weihnachtsfestes zählen gewisse wohlschmeckende Tiere, die Gans, der Puter, der Karpfen — je nach Brauch des Landes. Ende November teilt der britische Ernährungsminister seinen Hausfrauen mit, daß er sie mit reichlichen Sonderrationen bedenken werde. Den Köder, den er bei früherer Gelegenheit geschluckt hatte, begann er unter das Volk zu verteilen. Mitte Dezember aber besann er sich anders. Seine Zunge hatte in dem fetten Bissen einen gefährlichen Haken gespürt; er wurde sehr zurückhaltend mit seinen Weihnachtsgaben.

Inzwischen hatten die seinerzeit stumm geliebten Fische zwar immer noch nicht das Reden gelernt, aber sie hatten sich immerhin als Hechte im Karpfenteich erwiesen. Wer geschwätzig ist, pflegt den Schweigsamen für dumm zu halten; Japan, bei aller seiner Lautlosigkeit, war nicht dumm genug, den Köder für gesunde Nahrung zu halten. Krieg in Ostasien — und in England gibt es schmalere Kost, in Südamerika beginnt man mit der Preiskontrolle, neutrale Länder in aller Welt gehen auf die Suche nach neuen Hilfsquellen. Ein merkwürdig treffendes Bild hatte der Präsident der USA. für die Welt gezeichnet, als er sich auf Angelfahrt begab: dieser sein Sport ist im Grunde ein Spiel mit wirtschaftlichen Motiven, mit dem Trieb nach der Nahrung und der Sucht nach dem Besitz. Und wie bei ihm auf die wirtschaftliche Lockung der Kampf folgt, so ist aus Embargo und Blockade ein bitterer Krieg erwachsen. Der Kampf der Waffen hat stets seine begrenzten Schauplätze, mögen sie auch noch so groß sein; der Wirtschaftskrieg umfaßt die Welt und läßt sich durch keine Weltanschauung und kein Regime, durch keine Entfernung und keinen Handelsvertrag aus dem Felde schlagen.

Fern in Asien wird gekämpft — Schweizer und Portugiesen werden ihren Gürtel enger schnallen, dem Engländer wird es an Schinken und dem Kaffeepflanzer in Guatemala an Absatz fehlen, der Amerikaner wird

zu Fuß gehen lernen und der südafrikanische Schafzüchter wird seine Herden dezimieren.

Der deutsch-französische Handel ließ sich auch durch den Krieg der Jahre 1870/71 nicht sonderlich stören. Diese Zeiten sind längst vorbei. Der heutige Krieg ist bis in die Küche und die Kleiderschränke, bis in das Badezimmer und die Zigarrenkiste des kleinen Mannes vorgedrungen, und damit hat er eine Selbsthilfe besonderer Art herausgefordert.

Die einen graben ihren Teppichrasen um und pflanzen Kartoffeln und Kohl. Andere halten sich Kaninchen und verwandeln die Garage in einen Hühnerstall, jedes Ei noch lauter begackernd, als die Henne es selber tut; und andere wieder lernen eine Ziege zu pflegen und, was noch schwieriger ist, zu melken. Dies sind die Leute, bei denen sich jedes, auch das traurigste Ereignis in eine nützliche Tat verwandelt; sie werden es, wenn man ihnen Zeit genug läßt, allmählich zu einem annähernd autarken Haushalt bringen. Aber dicht beim verhängenen Landwirt wohnt der verhinderte Händler, und er ist allem Anschein nach in der Überzahl. Im Frieden mit Konkurrenten beschäftigt, stapelt er heute einige Fässer Sauerkraut, mehrere tausend Rasierklingen, gute drei Zentner Bohnerwachs und fünfzig Farbfilme, teils um nützlichere Gegenstände einzutauschen, teils weil man nie wissen könne, wie schlecht die Zeiten noch werden. Viele von ihnen haben inzwischen erfahren, wie schlecht sie werden können; ihre Vorräte und viel Geld dazu sind sie losgeworden, und sie wohnen in Häumen, die nicht allzu behaglich sind, und die man vor allem nicht nach eigenem Ermessen verlassen kann.

Auch sie gehören zu den Fischen, die auf jeden Regenwurm anbeißen; wiewohl sie hätten wissen können, daß ein Regenwurm im Wasser, das er freilich kaum aufsucht, immer verdächtig wirkt und zur Vorsicht mahnt.

Diese Zeitläufte haben den Menschen in einen merkwürdigen Zwiespalt gebracht. Wo er in organisierter Gemeinschaft wirkt, baut er mehr auf, als je von ihm erwartet werden konnte; wo er sich selber überlassen bleibt mit seinem Hunger nach guten Sachen und seinem Durst auf Schnaps, ist er angefüllt mit dem Hang zur Sabotage. Aus Kartoffelkraut macht er Papier, aus Kohle Benzin und aus Buchenholz Anzugstoffe. Mit Torf, alten Gartenzäunen und dem Sumpfgas der Rieselfelder kann er Automobile betreiben, und die Pneu erzeugt er aus Karbid. Der Sonntag ist ihm nicht zu schade, als daß er nicht Metall, leere Flaschen und Papier sammelte. Dieser Musterbürger aber, kehrt er aus dem Dienst ins Privatleben zurück, erliegt leicht der Versuchung, mit einigen Zigarren ein Kilo „schwarzer“ Butter zu erwerben und Benzin aus dunklen Quellen zu schöpfen, um damit seine Fleischration zu vergrößern. So beschädigt er am Abend den Bau, an dessen Errichtung er am Tage mitarbeitete.

Das Große spiegelt sich im Kleinen. Wie die Schüsse im Stillen Ozean den türkischen Eisenbahnarbeiter brotlos machen können, so kann der kleine Schwindel des kleinen Mannes das wohlgefügte Gebäude des öffentlichen Lebens im Kriege erschüttern. Dem Menschen ist es gegeben, Zusammenhänge zu erkennen, den Zusammenhang zwischen Krieg und Verzicht ebenso wie den zwischen Köder und Vernichtung. Wäre es anders, so wäre denen zu gratulieren, die zwar schlecht kämpfen, aber gut angeln können.

Vos



In tutta l'Europa si conosce

KHASANA

In tutta l'Europa si apprezza

KHASANA

KHASANA DULMIN PERI

e tutti gli altri prodotti KHASANA devono la loro grande fama esclusivamente alla loro costante alta qualità. Il nome KHASANA è garanzia per la bontà del prodotto. Il prodotto KHASANA ha sempre giustamente successo.



Fabbricazione e vendita per l'Italia:

KHASANA S.I.A.

Milano, via S. Vittore 47



Aviatori giapponesi pronti a spiccare il volo verso il nemico

Il mondo in guerra

LE PROBABILITÀ DI VITTORIA DEGLI AVVERSARI

La guerra del 1914-1918 è stata chiamata a torto «la guerra mondiale». In fondo si trattava di una guerra europea con l'intervento di altre potenze non europee. Le grandi battaglie, in quel tempo, furono combattute solo sul nostro continente e Versaglia ebbe un'importanza rivoluzionaria solo per l'Europa. Il fatto che i vari trattati di pace del 1919 abbiano finito per rivoluzionare l'Europa, ponendo le premesse per un altro futuro conflitto ancora più esteso, appartiene ad un altro capitolo. Per il momento Versaglia non ebbe conseguenze mondiali.

Invece, per effetto dell'attuale guerra, e qualunque sia l'esito che essa possa avere, l'aspetto politico della terra verrà ad essere cambiato sostanzialmente. Chiunque sia in grado di pensare, ne è persuaso. Effettivamente noi assistiamo alla prima guerra mondiale dacché vi è una storia del genere umano. In ogni località importante della terra le fanterie muovono all'attacco, gli areoplani si avventano dall'alto del cielo, i cannoni rombaño, piroscafi affondano, carri armati assaltano. Tra le risaie cinesi, nella giungla malese, tra le piantagioni di caucciù delle Filippine e dell'Insulindia, in

Africa, nei territori artici della Carelia, dinanzi a Leningrado, in Crimea, sulla Manica, sopra l'Inghilterra e sui sette mari della terra si è scatenata la guerra. E tutti i combattenti, per quanto possano esserne inconsci, sono uniti scambievolmente da una fatale legge strategica. A ciascun combattente, dovunque si trovi, si contrappone un altro operante in un altro qualsiasi punto della terra, e tutti insieme, gli uni contro gli altri, plasmano i futuri destini del mondo, impegnandosi in maniera eccezionale.

Localizzazione ed estensione

La scena potrebbe esser detta grandiosa se, per contemplarla, ci si potesse allontanare nel tempo e nello spazio. Ma, così come stanno le cose, l'umanità percepisce innanzi tutto il fatto d'essere stata sommersa in un mare di sangue, ed i popoli perciò si chiedono a ragione chi sia il responsabile di una tale estensione della guerra. La questione della responsabilità non è importante solo dal punto di vista morale, perchè essa chiarisce nel modo migliore gli interessi delle grandi potenze.

Una cosa è incontestabile, corrispondendo



Singapore — Samoa via Melbourne 12500 km

essa alle leggi elementari della logica: l'interessato all'estensione della guerra è, verosimilmente, anche colpevole di averla fatta estendere. Viceversa, chi voleva limitare il conflitto, non può evidentemente esser responsabile di questa prima guerra mondiale. E chi rifletta, sotto questo punto di vista, sulle cause della conflazione mondiale, constaterà quanto segue: I) La Germania voleva considerare e risolvere come locali i problemi orientali europei; l'Inghilterra, attraverso i trattati di garanzia e con le sue alleanze, ha trasformato questi problemi in altrettante cause di guerra per l'Europa. II) L'Inghilterra ha cercato a lungo, prima che la guerra scoppiasse, e per il caso che essa si fosse verificata, di coinvolgere l'Unione Sovietica, mentre la Germania cercava di farla rimanere neutrale.

III) L'Inghilterra, fin dal principio, ha fatto entrare in lotta tutti i suoi alleati, mentre la Germania e l'Italia rinunciavano perfino a far guerra contemporaneamente finché un accomodamento pacifico a parità possibile senza un conflitto mediterraneo. IV) Il bolscevismo voleva la guerra mondiale, perché esso se ne riprometteva la rivoluzione mondiale. V) La Germania non voleva far parte, con gli Stati Uniti alla guerra, e questo era lo scopo principale del patto tripartito; gli Stati Uniti vi si sono ingeriti praticamente con la legge d'affitto e prestito (aiuti all'Inghilterra ed ai Sovietici), con i loro attacchi sull'oceano e provocando nell'emisfero orientale il Giappone con le loro esagerate richieste. In ogni fase della lotta la Germania ha tentato di localizzare la guerra, mentre i suoi avversari hanno cercato, per motivi

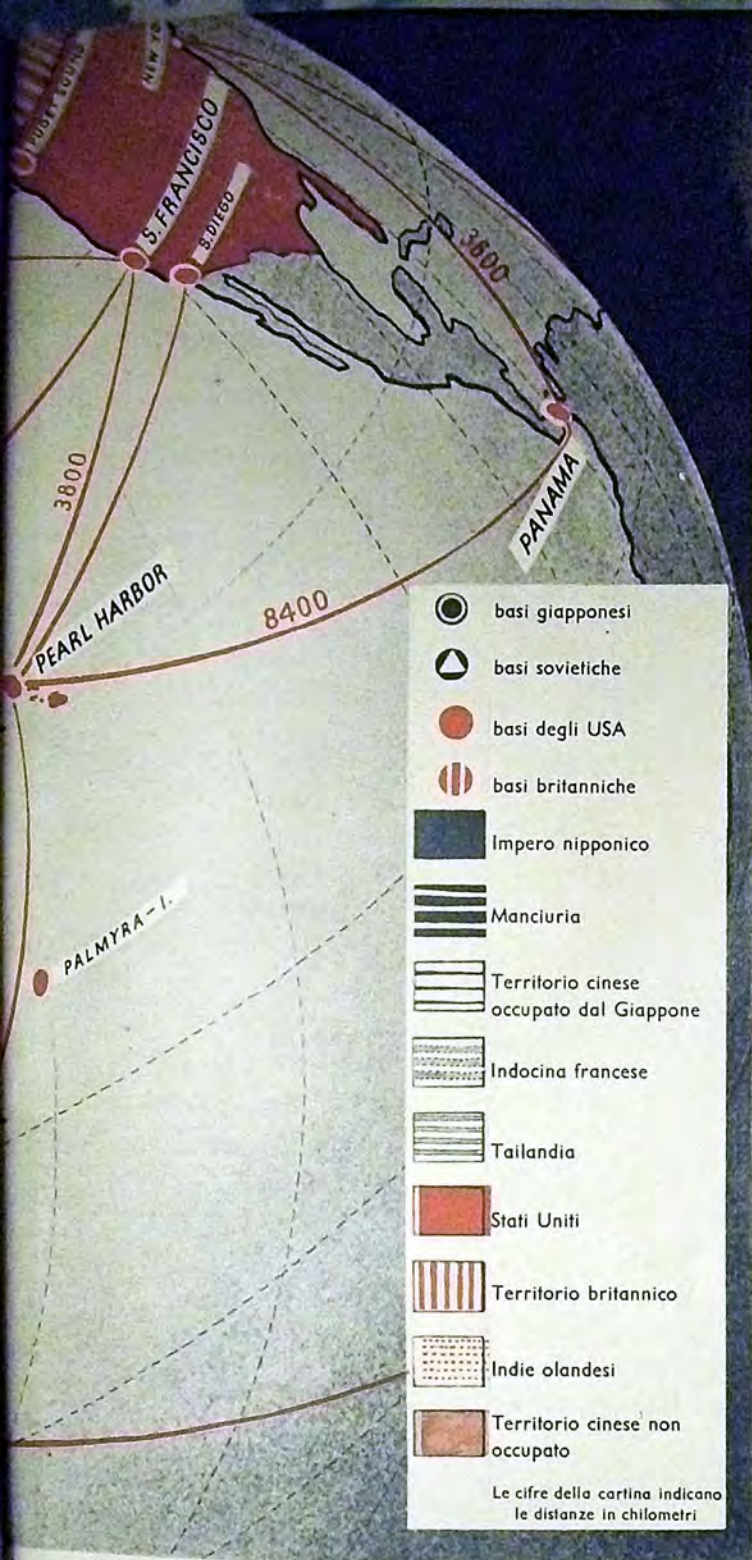
Il Giappone doveva venire messo in ginocchio. Le basi venivano portate sempre più avanti, l'economia giapponese veniva strozzata, le fonti di materie prime tagliate fuori... Per ultimo, Roosevelt fece la sua apparizione alle spalle delle isole nipponiche, su territorio sovietico. Uno sguardo sul globo politico ci rivela i pericoli cui era esposto l'Impero giapponese. Ma la cartina ci illustra anche le enormi distanze che dividono Washington dal teatro della guerra, e la fragilità delle posizioni anglo-australiano-americane nell'Insulindia

politici e militari, di estendere possibilmente il conflitto.

Improvvisa, ma inevitabile

In tal modo dalla controversia polacca nasce un conflitto europeo dapprima, da questo una guerra dell'Europa contro il bolscevismo da una parte, ed una «mezza guerra» non dichiarata tra gli Stati Uniti e l'Europa dall'altra. Di nuovo, per effetto del desiderio americano d'intervenire efficacemente in Europa, sorse la necessità di

tenere a bada per qualche tempo il Giappone almeno fino al 1946, quando avrebbe potuto essere approntata la «flotta dei due oceani». Qui evidentemente nei calcoli di Roosevelt c'era un grave errore. Sperando che il Giappone fosse indebolito in conseguenza delle sanzioni e che esso si sarebbe fatto strangolare senza troppa resistenza, nelle trattative svoltesi immediatamente prima dello scoppio della guerra, fu richiesto che il Giappone sgomberasse la Cina e l'Indocina, denunziasse il patto tripartito, sconfessasse il governo di Nanchino, si pre-



Nuova York - Siamon Via Capo Horn 24000 Km

Certo, gli Stati Uniti sono superiori militarmente al Giappone, ma è dubbio che lo siano anche per valentia militare. Quanto segue è decisivo: gli Stati Uniti si trovavano già dall'altra parte, già facevano quanto era in loro potere per consegnare materiale bellico ai nemici della Germania, spalleggiavano di già l'Inghilterra militarmente con il pattugliamento e con i cannoni delle loro navi, insomma fornivano già tutto l'aiuto militare ed economico di cui erano capaci. Anche se gli Stati Uniti si fossero trovati in guerra dichiarata contro la Germania, in pratica gli ameri ani non avrebbero potuto fare di più — e forse invece perfino di meno; perché gli Stati Uniti avevano insieme tutti i vantaggi di chi non fa guerra e di chi effettivamente la fa.

Al contrario, il Giappone era soltanto un amico politico dell'Asse, e, se anche è vero che vincolava una parte delle forze armate del nemico, non forniva alcun appoggio economico e, in ogni caso, non impediva l'afflusso di armi americane verso l'Occidente. L'Inghilterra e l'Unione Sovietica non hanno aggiunto nulla, in sostanza, a quello che già avevano in precedenza. Per essi, quindi, l'entrata in guerra non era, essenzialmente, nient'altro che la dichiarazione formale di uno stato di fatto già esistente. Al contrario, dal 7 dicembre, tutto il grande peso delle forze armate nipponiche e di quell'industria giapponese che è realizzatrice al massimo grado si è aggiunto alla potenza dell'Asse. Mentre l'alleanza anglo-bolscevico-statunitense da tempo realizzata non può contare su di un potenziale bellico che non sia da tempo a sua disposizione, essa o ha da fare improvvisamente con un fronte supplementare, dove si trova schierato un popolo grande, valente e valoroso in modo superlativo.

L'America dovrà d'ora innanzi contrarre sensibilmente le sue forniture ai vecchi alleati, perché «è più vicino il dente che nessun parente». Inoltre sembra che il Giappone voglia giungere, malgrado tutto, al petrolio ed al ferro dell'Asia sudorientale, perfino molto più lestamente di quel che abbiano pensato i suoi nemici. Certo, il presidente americano si considera libero, per effetto della guerra, di intensificare e di render poderosa la produzione americana di armi. Ma la guerra porta con sé anche aggravii considerevoli. Occorrono soldati, che vengono a mancare come operai, un maggior numero di navi viene affondato e, soprattutto, bisognerà bene accorgersi della mancanza delle preziose materie prime importate dai paesi produttori dell'Asia.

Rivoluzione sul mare

In un solo settore militare gli americani e gli inglesi erano finora fortemente superiori all'Asse: almeno trenta navi da battaglia anglo-americane stavano di fronte a sole nove italo-tedesche. Questo rapporto di 3 ad 1 significava il dominio dei mari, per lo meno superiorità di navi; d'efficacia su la maggior parte dei mari ed escludeva a priori che in una battaglia navale vi potessero essere probabilità di vittoria per l'Asse, poiché ciascuna corazzata dell'Asse, per conseguire il successo, avrebbe dovuto distruggere, prima di affondare, almeno quattro navi da battaglia avversarie. Con l'intervento del Giappone la proporzione (secondo notizie inglesi) è divenuta dapprima quella di 30 a 21, poi, in conseguenza dei colpi inflitti nei primi giorni, quella di 25 a 21, ossia dunque di 2,5 a 2,1, invece dell'antioriore proporzione di 3 ad 1. In tal modo si è raggiunta quella quasi-parità che nell'altra guerra non è mai esistita tra la Germania e l'Inghilterra. E tuttavia allora la Germania vinse nella battaglia dello Skagerrak (rapporto delle navi pesanti nella battaglia dello Skagerrak: 37 inglesi contro 21 tedesche).

Da quando i giapponesi hanno trionfato alle Hawaii e dinanzi alle coste malesi, le tre potenze hanno grandi probabilità di una vittoria sul mare.

La situazione sul mare è quindi diventata un'altra. Certamente, l'effetto è stato più direttamente risentito tutt'intorno al Mare della Cina. Qui i giapponesi posseggono già fin dai primi giorni del conflitto il dominio del mare; essi hanno potuto e possono ancora sbarcare e rifornire con sicurezza reparti di truppe di qualsiasi entità lungo le coste asiatiche.

In tutti questi territori, americani ed inglesi sono costretti dai formidabili successi iniziali del Giappone a difendersi penosamente. Solo una vittoriosa battaglia navale potrebbe impedire la perdita graduale dei loro possedimenti locali. Ma si dovrebbe giungere a combattere questa battaglia navale lontano dalle basi della madrepatria, nella zona di caccia dei sommergibili nipponici, nel mezzo di un tratto di mare circondato da una corona di punti d'appoggio giapponesi. Forse, quando queste pagine appariranno, questa battaglia sarà stata già combattuta, forse ancora no. Essa avrebbe un'importanza decisiva, comunque gli avvenimenti delle acque del Pacifico e dell'Asia Orientale influissero sugli altri lontani settori.

Mari comunicanti

I mari sono uniti me lio della terra, ed i vari teatri della guerra marittima possono comunicare più rapidamente tra di loro. Se in qualche luogo cinque navi da guerra vengono a mancare, da qualche altra località cinque navi da guerra debbono andare a sostituirle — o si rinuncia al diritto di dire la sua nelle questioni marittime. Ciascuna nave da battaglia inglese od americana (insieme alla sua scorta di portaerei, incrociatori, caccia e navi varie) inviata in più contro il Giappone, deve essere ritirata dal Mediterraneo o dall'Atlantico. Chiudere una falla qui, significa aprirne un'altra là. O vengono a cangiare le possibilità d'azione finora avutesi nel Mediterraneo, e quindi anche in Africa, oppure anche gli attacchi tedeschi in Atlantico divengono più pericolosi, dove la Germania, anche senza il verificarsi di queste condizioni — con la più forte flotta subacquea del mondo — possiede già la superiorità sottomarina.

Si comprende agevolmente che navigare verso Wladiwostok, nelle condizioni attuali, non è più un viaggio di piacere. Anche la Cina di Giun King è seriamente preoccupata per i suoi trasporti. L'unica via rimasta aperta verso il restante mondo era quella della Birmania. La sua interruzione dalla parte della Thailandia significa che Giun King deve contare su se stesso, ossia su di un potenziale bellico addirittura minimo; finora invece la sua resistenza era alimentata, per quanto riguarda i materiali da guerra, esclusivamente da forniture straniere. Chiarissimo è inoltre che il problema del tonnellaggio mercantile è entrato in un'altra fase. La flotta americana avrà bisogno di un gran numero di navi ausiliarie (navi-transporto, navi-ospedale, incrociatori ausiliari, piroscafi per i rifornimenti, guardacoste) che saranno sottratte alla navigazione commerciale ed ai rifornimenti effettuati in conseguenza della legge «d'affitto e prestito». E questo fabbisogno sarà più grande di quello dapprima calcolato poiché le prime gravi perdite di navi da guerra dovranno esser colmate con vapori mercantili.

A favore di chi lavora il tempo?

Di fronte al repentino cambiamento verificatosi sul mare non è affatto strano che molti inglesi ed americani siano ridotti

continua a pagina 18

nesso insomma completamente nelle mani dei suoi avversari. Invece di firmare la sua sentenza di morte, il Giappone spezzò il laccio. Mentre si era pensato solo ad una guerra di nervi — non si potrebbe spiegare altrimenti il letargo della flotta americana delle isole Hawaii, mentre nello stesso tempo veniva consegnata al Tenno una comunicazione minatoria! — ci si trovò di fronte ad un vero pericolo mortale. In tal modo la «mezza guerra» generò improvvisamente la guerra mondiale, inaspettata per quanto riguarda il momento del suo scoppio, pure voluta ad ogni modo da Roosevelt. Solamente l'intervento contemporaneo dell'America ed in Asia poteva far sì che i lontani teatri di guerra di questi avvenimenti venissero a formare una guerra unica. Né la Germania voleva questa guerra, né i suoi interessi si spinge-

vano tanto oltre, né la sua potenza era abbastanza grande per causarla.

Il Giappone è un onere?

Gli Stati Uniti non sono più forti del Giappone? Non possiedono essi (o piuttosto non possedevano essi) un numero maggiore di navi da battaglia che non i giapponesi? Non producono novanta milioni di tonnellate di acciaio ogni anno, mentre il Giappone non arriva alla de ima parte di questa produzione? Non sono forse gli Stati Uniti il paese industrialmente più forte della terra? Non manca il Giappone di nafta, di ferro e di cotone? Non si è dunque schierata dalla parte degli anglo-bolscevichi una potenza molto più forte di quella aggiuntasi dalla parte della Germania?

Chi pone così la questione, la imposta in maniera falsa, impedendosi di veder bene.



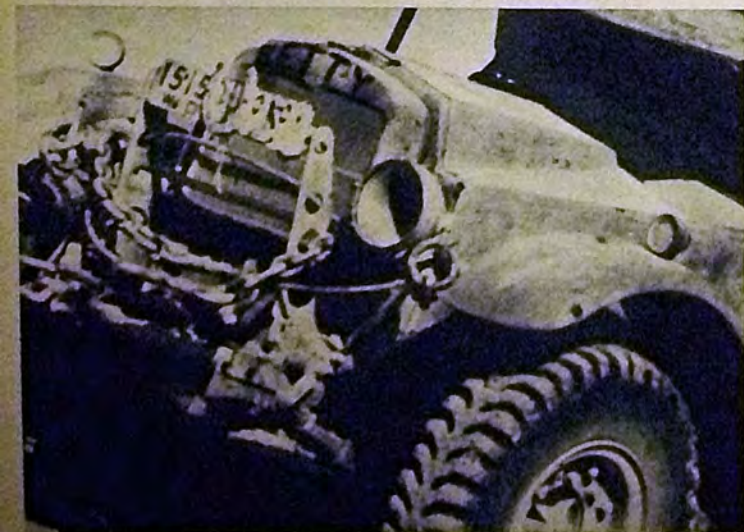
L'arma mortale per i carri armati: la contraerea. Le granate da 2 cm preparano ai carri corazzati inglesi una «calorosa» accoglienza

Deserto in fiamme

Brennende Wüste

Forze tedesche ed italiane respingono un attacco in massa di unità corazzate britanniche

Fotografie: Cronista di guerra Zwilling della PK



«Betty» col ferro di cavallo. A questo rimorchiatore d'artiglieria britannico, chiamato amorevolmente «Betty», il ferro di cavallo non ha portato fortuna. A destra: All'orizzonte si vedono ardere i carri inglesi colpiti

„Betty“ mit dem Hufeisen. Diesem liebevoll „Betty“ benannten britischen Geschüttschlepper hat das Hufeisen kein Glück gebracht. Rechts: Am Horizont brennen die Panzer der Briten, Opfer der Flakgeschütze





Geroglifici della battaglia nel deserto.
I cingoli scrivono sulla sabbia la cronaca dei movimenti combattimenti

Hieroglyphen der Wüstenschlacht. Die Fährten der Raupenkettens schreiben die Geschichte eines bewegten Kampferlaufs



L'amara fine. I soldati dell'«Empire» concludono i loro attacchi dietro i reticolati

Das bittere Ende. Empire-Soldaten beschließen ihren Sturmloaf hinter Stacheldraht



Solidarietà?

Prima ancora che la Germania e l'Italia fossero entrate in guerra a fianco del Giappone contro gli Stati Uniti, all'estero, nei paesi neutrali e nemici si levarono delle voci le quali affermano che la Germania avrebbe infranto la solidarietà europea e avrebbe tradito e sacrificato l'Occidente a favore dell'Asia Orientale. C'è da aspettarsi che questo rimprovero venga raccolto e gonfiato, quale strumento essenziale di propaganda, dai nemici occidentali delle potenze totalitarie europee. L'infondatezza e la falsità di questa tesi meritano di essere analizzate solo per questo, poiché il loro contenuto reale non ha nessun valore. In realtà questa solidarietà non è mai esistita. Se nel passato una discussione in merito era effettivamente possibile, questo fu una benemerita tedesca. La Germania, prima della guerra mondiale, avrebbe potuto benissimo reclutare al pari della Francia e dell'Inghilterra,

truppe di colore

nelle sue colonie africane, per impiegarle in caso di conflitto sui fronti europei. E questa non sarebbe stata affatto un'idea singolare, perchè già nella guerra del 1870/71 la Francia impiegò Zuavi e Turcos nella lotta contro le truppe tedesche. La Germania avrebbe potuto inoltre trarre insegnamento dalla guerra dei Boeri, in cui gli Inglesi, impegnarono anzitutto truppe indiane per vincere la resistenza dell'eroico popolo di di contadini, di razza bianca. Durante la rivolta dei Boxer in Cina i Tedeschi furono ritenuti buoni abbastanza per venir sacrificati a favore della solidarietà europea, che non venne mai presa sul serio dagli altri, e per renderli così impopolari. «Germans to the front!» si diceva allora, ed i Germans si recarono al fronte. Mentre il Kaiser, con il romanticismo irrealista e non politico di un borghese tedesco di allora, rivolgeva un appello ai «popoli europei» affinché essi «salvaguardassero i loro beni più sacri», mentre la Germania faceva le viste di non vedere la mano amica che il Giappone già allora le porgeva franco e volenteroso, gli Inglesi strinsero un'alleanza col Giappone.

La Germania non ha mai neppure pensato di utilizzare le sue colonie africane quali vivai di reclute. Nessun soldato tedesco di colore ha mai combattuto sul territorio europeo contro soldati bianchi di altre nazioni. E se le cose si fossero svolte secondo la volontà ed il desiderio del Governo tedesco, questo non sarebbe mai successo nemmeno in Africa. Le truppe tedesche di protezione nelle colonie erano state organizzate quali truppe di polizia, e ciò risultava senz'altro dal loro armamento oltremodo deficiente, con il quale entrarono in guerra nel 1914. Se nell'Africa scoppiarono delle ostilità, lo si deve ascrivere solo alla flagrante

violazione degli accordi del Congo

da parte dei nemici della Germania, nella guerra mondiale. Uno degli scopi riconosciuti dagli accordi del Congo — creati del resto in gran parte da Bismarck — consisteva appunto nell'esclusione delle colonie centrali africane da un'eventuale conflitto

europeo, per evitare che dei negri combattessero contro i bianchi, dimostrando a quelli, ad oculos, come la solidarietà della razza bianca non fosse mai praticamente esistita. Noi, allora, credevamo a questa solidarietà. Il 2 agosto 1914 il Segretario di Stato alle Colonie telegrafa da Berlino a tutte le Colonie: «Colonie fuori pericolo, tranquillizzate i colonizzatori!» Ma già il giorno prima, navi da guerra britanniche avevano violato le acque territoriali dinanzi alla costa tedesca dell'Africa orientale. Già il 30 luglio venne mobilitato l'Esercito coloniale francese. E mentre i Tedeschi, sicuri, si illudono che la solidarietà occidentale sancita dagli accordi del Congo anche per il caso di guerra, verrà rispettata, il 7 agosto 1914 navi britanniche compaiono improvvisamente davanti a Daresalam e bombardano la stazione radio tedesca. Il giorno prima gli Inglesi irruppero nella pressochè indifesa colonia del Togo. La proposta di neutralità avanzata dal Governatore tedesco del Togo, redatta nello spirito degli accordi del Congo e della solidarietà europea, affinché non venisse coinvolto nella guerra anche il Continente nero, era stata respinta. Solo il 15 agosto i Tedeschi, riavutisi dalla sorpresa, attaccano essi pure, per la prima volta. Ancora il 23 agosto i Tedeschi inoltrano, per tramite degli Stati Uniti, una proposta allo scopo di neutralizzare le colonie. Invano! La guerra che doveva poi minare definitivamente in Africa il prestigio della razza bianca quale unità, sconvolse anche il Continente nero. Gli avvenimenti presero però una piega differente di quanto se lo immaginassero gli avversari della Germania. Nell'Africa orientale tedesca, agli ordini di Lettow-Vorbeck, soldati negri sotto un comando bianco hanno resistito invitti sino alla fine della guerra e se con ciò il prestigio inglese ha notevolmente sofferito, questo non è certo una colpa tedesca! La guerra mondiale, solo nell'Africa orientale tedesca, costò 750.000 morti, esattamente un decimo della popolazione indigena. La colpa è dell'Inghilterra, che tradì la solidarietà dei popoli occidentali, nonostante tutti gli sforzi tedeschi.

Non si venga a rammentare a noi Tedeschi l'ipocrita frase della solidarietà occidentale, ora che abbiamo legato indissolubilmente il nostro destino a quello di uno dei più antichi popoli civili di questo mondo, al quale ci accomunano le medesime mete. Come possono gli Anglo-americani che sono disposti ad esporre l'Europa agli orrori del bolscevismo, ardire soltanto, dopo questo realmente nefando tradimento a danno della cultura occidentale, di far appello alla solidarietà di detta cultura? Perchè non si tratta della solidarietà della carnagione bianca, ma della solidarietà della cultura «bianca». Paesi come l'Inghilterra e l'America che si sono alleati al bolscevismo, non hanno più alcun diritto di appellarsi alla solidarietà della civiltà occidentale. Il fronte che oggi divide il mondo in due grandi accampamenti, non ha nulla a che vedere col colore della pelle, esso separa invece i difensori delle antiche culle di civiltà, europea e asiatico-orientale, dalle cruenti barbarie e dal tradimento perpetrato ai danni della cultura.

Dov'era la solidarietà europea, quando allo scoppio della guerra mondiale la polizia negra trascinò in prigione nella maniera più umiliante gli impiegati, i piantatori tedeschi e le loro famiglie? Dov'era la solidarietà occidentale quando nel 1917 i Tedeschi della Cina (dopo che questa, in seguito alle pressioni inglesi, si allineò nel fronte antigermanico) furono stipati sulle navi e trasportati via come bestie? Gli Inglesi gioirono allora, quando caddero le barriere delle concessioni tedesche in territorio cinese. Invero, questo fu solo l'inizio di uno sviluppo, della cui fine oggi siamo spettatori: il Giappone elimina senz'altro le roccaforti del predominio occidentale in territorio cinese. Se la Germania ha riconosciuto col Patto Tripartito il Giappone quale potenza dominante dell'Asia orientale, ed ha tratto da questo Patto le debite conseguenze, essa non ha con ciò tradito la solidarietà della razza occidentale, ha invece favorito il compimento di un processo, che proprio qui ebbe inizio durante la guerra mondiale, in seguito all'atteggiamento antisolidale assunto dagli Inglesi. Essi stessi hanno reciso il ramo su cui sono assisi. Non solo nell'Asia orientale, ma per esempio anche in India.

Gli Inglesi, all'inizio della prima guerra mondiale, promisero agli Indiani libertà e parità di diritti, purchè questi fossero stati disposti a mettere a disposizione dell'Inghilterra i loro uomini e la loro potenza economica. La promessa non fu mantenuta dopo la guerra. Per contro gli Indiani appresero che la

solidarietà occidentale era una finzione

null'altro se non un effimero sogno che diveniva un'azzurra nube evanescente a contatto della dura realtà. Gli Inglesi non sacrificarono un solo pensiero alla solidarietà occidentale quando scagliarono contro i soldati tedeschi i Sikhs ed i Gurcas con i coltelli sguainati fra i denti, i quali altro non fecero che difendere la loro patria nel cuore dell'Europa. Gli Inglesi tradirono, ugualmente, la solidarietà occidentale ed i naturali diritti di un antichissimo popolo civile, come l'Indiano; non parliamo poi della promessa non mantenuta. Oggi incassano da ogni parte il compenso per questa loro politica di tradimenti. L'India non più succuba dell'Empire come nella guerra mondiale, non cadrà mai più nella pania inglese. Più di qualche indiano riporrà oggi la sua speranza nei Giapponesi, quali liberatori nazionali.

Fu proprio la Germania nazional-socialista a sancire il principio dell'autonomia e dell'indipendenza degli altri popoli e razze; essa non crede all'imperialismo, bensì ad un ordine sviluppatosi organicamente. Lo scopo di questa seconda guerra mondiale consiste appunto nell'eliminazione di influssi stranieri, sia dai territori dell'Occidente che da quelli dell'Asia orientale, influssi che sfruttano i popoli di questi territori per fini che non corrispondono affatto ai loro propri.

L'Inghilterra abbisognava così della celebre «balance of power» europea (il costante reciproco indebolimento di tutte

le potenze europee) per poter godere indisturbata il suo predominio sull'India, nell'Asia orientale ed altrove.

L'America poi, vuole raggiungere un predominio, fondato sulla politica e sull'economia, nell'Asia, nell'America del Sud ed in tutto il Pacifico, e getta persino i suoi avidi sguardi sull'Africa, perchè il tardo capitalismo americano, come lo ha dimostrato il totale insuccesso del New Deal rooseveltiano, non è più in grado di padroneggiare le difficoltà interne economiche, sociali e politiche, ed è costretto a far sfociare verso l'esterno le tensioni che sempre più si addensano. Questa è la vera ragione che ha determinato la sfrenata corsa di Roosevelt alla caccia della guerra, nella quale ha ora dato di cozzo, se anche ben differenziate di quanto egli se lo immaginava. Di fronte a tali fatti, come osano gli Angloamericani parlare di solidarietà tradita? Considerando le cose a questo modo, il Giappone non combatte forse per una giusta solidarietà asiatica e la Germania per una europea, mentre l'Inghilterra e l'America, dal canto loro cercano di distruggerle con tutti i mezzi possibili. Nuovo ordine europeo e nuovo ordine asiatico non significano forse la realizzazione dell'ancelta solidarietà europea ed asiatico-orientale?

Noi combattiamo assieme al Giappone per ottenere che ogni spazio vitale della terra possa divenire felice a modo suo: quello europeo ad un modo e quello asiatico ad un'altro, e così pure quello americano, indiano e del vicino Oriente.

Per l'Empire britannico, per questo complesso di territori sparsi su tutto il globo, non vi è più posto in questo nuovo ordinamento perchè esso viveva e si basava sull'annientamento della naturale solidarietà dei singoli spazi vitali. E gli Americani si sono uniti a loro perchè non erano capaci di accontentarsi del grande e ricco continente che la sorte ha ad essi riservato, e di trarne un maggior profitto, compito certamente più facile, con i loro 15 abitanti per chilometro quadrato, di quello riservato ai Tedeschi ed ai Giapponesi che vivono ben dieci volte più ristretti. Nell'egual modo che con l'India, l'Inghilterra ha agito col vicino Oriente. Dov'era la solidarietà occidentale quando un Lawrence mobilitava le tribù dell'Arabia contro l'Europa Centrale? E le promesse inglesi dove rimasero, quando dopo la guerra gli Arabi attesero il loro adempimento?

Anche in questo caso,

tradimento verso tutte e due le parti

E se anche oggi nel vicino Oriente ci sono un paio di individui prezzolati disposti a seguire una politica inglese, ciò nonostante l'Inghilterra raccoglierà quello che ha seminato. Dov'era la solidarietà occidentale, allorché l'Inghilterra e l'America ostacolarono durante questa guerra i trasporti transoceanici diretti agli spagnoli ed ai francesi, sebbene venisse loro offerto di far controllare da commissioni, che nulla di queste forniture affluisse verso la Germania?

Per l'avvenire dell'Europa

Für Europas Zukunft

La legione dei volontari francesi
nella lotta contro il bolscevismo

Die Französische Freiwilligen-Legion
im Einsatz gegen den Bolschewismus



Fanfare della lotta per la libertà. Limpidi risuonano i richiami dei Clairons nell'ampia piazza, ove sono raccolti i Legionari di Francia. In basso: «Onore e Fedeltà» recano i Tricolori che li accompagnano nelle loro marce. La fotografia del Capo dello Stato Pétain passa di mano in mano

Signal des Freiheitskampfes. Hell ertönen die Clairons über den weiten Platz, auf dem die Legionäre Frankreichs angetreten sind. Unten: „Ehre und Treue!“ So lautet die Inschrift auf den Tricoloren, die ihren Weg begleiten. Das Bild des Staatsführers Pétain wandert von Hand zu Hand



In marcia verso il combattimento. Su una pista dell'Est i soldati della Legione francese avanzano verso la zona di operazioni, per suggellar con l'azione la loro fede nell'Europa

Fotografie PK. del cronista di guerra Artur Grimm

Der Marsch ins Gefecht. Auf einer Marschstraße im Osten ziehen die Soldaten der Französischen Legion dem Kampfgebiet entgegen, um ihr Bekenntnis zu Europa durch die Tat zu erhärten

PK.-Aufnahmen; Kriegsberichtler Artur Crimas



I soldati della Legione francese

Quali difensori del Continente, essi combattono vestiti dell'uniforme germanica e con le armi dell'Esercito tedesco nel pugno, dopo aver prestato giuramento al Capo Supremo delle Forze armate germaniche. Al braccio destro recano i colori ed il nome del loro Paese



Gente di Charkov

del cronista di guerra della PK. Conrad Weidenbaum

Due coniugi operai. Tutti e due lavoravano in una fabbrica a Charkov che produceva un tipo di macchina fotografica copiata, senza licenza, da un apparecchio tedesco di fama mondiale. La moglie racconta: «Noi attendevamo l'arrivo dei tedeschi. Negli ultimi giorni, prima della conquista della città, squadre di distruttori prepararono le mine. La fabbrica dev'essere minata in ogni punto, non andate lì. Le notti abbiamo vegliato, muniti di mannale e randelli, per non lasciar entrare nelle case questi mangioldi. Prego, entrate e riscaldatevi un po'... Noi eravamo contadini una volta, ma ci hanno derubato di tutto e con la fame ci hanno reso arrendevoli. Dovevamo divenire operai, con basso salario, nella città, e questo lo siamo poi anche divenuti.



Un ingegnere di una fabbrica di lami metalliche, sposato, padre di tre figli. Abitazione: due stanze, bagno, cucina e riscaldamento centrale. «Io guadagnavo 800 rubli, ma non mi bastavano. Solo un paio di stivali costavano 300 rubli, un vestito dai 700 ai 1200 rubli. Dovevo procurarmi un guadagno accessorio, e mia moglie doveva assumersi lavori di cucito. Non ci rimaneva il tempo necessario per i più indispensabili acquisti, poiché non potevamo metterci in fila giù durante la notte. Abbiamo sofferto grandi privazioni, perché non appartenevamo alle categorie privilegiate dei commissari, dei stachanov (operai scelti) e degli ebrei, i quali potevano tutti fare i loro acquisti, con tessere speciali, in appositi negozi

→
Un operaio venticinquenne. Egli abita in una capanna in rovina, sulla strada sporca e non lastricata, fra due blocchi di nuove costruzioni. «Noi vi abbiamo atteso. Mi sono nascosto per tre giorni e per tre notti, affinché i boscevicchi non mi trascinassero via. Essi hanno gettato delle bombe contro di noi perché consideravano nemici tutti quelli che rimanevano. Che genere di case nuove sieno quelle? Là dentro abitano in gran parte ebrei e commissari, operai specializzati, artisti ed altra gente simile.





Una delle 50 operale, che con i loro bambini vivono in una lurida baracca di argilla, nascosta dietro i pomposi grattacieli di Charkov. «Sì, gli operai di tutta l'Europa vedano pure come eravamo costretti a vivere qui. Tutti devono saperlo. Gli ebrei ci maltrattavano: all'inferno con voi, infame canaglia russa! Abbiate pietà, noi non abbiamo nessuna colpa se siamo dei russi, poveri, straccioni ed affamati.» Tutte volevano ospitarci nei loro miseri tuguri



←
Una madre di sei bambini. La famiglia abita in una miserrima baracca, accanto alla fabbrica ultramoderna, nella quale il marito lavora: «Mio marito era occupato nella fabbrica quale labbro ed io quale donna di servizio. Guadagnavamo troppo poco, mio marito 300 ed io 150 rubli; spesso dovevamo elemosinare dagli altri operai il mangiare per i bambini. Da dodici anni viviamo a questa maniera.» Poi la donna proruppe in un pianto dirotto e non poté più continuare



→
Il capo meccanico della tipografia di una casa editrice: «Sì, io sono il capo meccanico, ma sono censurato. Negli ultimi anni si dovettero fare molte ore straordinarie. Un operaio sposato rimase impigliato in una macchina. Fu necessario cercare un colpevole. I dirigenti, che per giunta erano ebrei, non potevano venirsi responsabili. Fui dichiarato colpevole io, quale capo officina, sebbene al momento della disgrazia non fossi stato nemmeno presente, perché ero di riposo. Condanna del tribunale: diminuzione del salario del 25 per cento per un anno»



Un'operaia di questa baracca: «Noi abitiamo qui già da lungo tempo, siamo oltre 60 donne e bambini. Cuciniamo, mangiamo e dormiamo tutti assieme in questo solo locale. Per la maggior parte siamo operaie assegnate ai lavori pesanti, nelle lucine e nelle fonderie di ghisa. Dovevamo eseguire gli stessi lavori degli uomini, però perceivamo solo la paga fissata per le donne»



Una donna nubile: «Noi, oltre trenta donne nubili, abitiamo in un locale della baracca, vicino alla fabbrica. Ad ognuna veniva trattenuto dalla fabbrica una quota per l'affitto, in proporzione del suo salario. Così la fabbrica intascava 900 rubli mensili per questa stamberga. Noi eravamo maestre d'asilo infantile, assistenti di medicina e infermiere, guadagnavamo dai 150 ai 250 rubli»



Uno dei cjabattini: «Io sono invalido, ho solo una gamba. Poichè esente dal servizio militare, dovevo pagare tasse triple. Per di più contributi sindacali e culturali, quote d'assicurazione per la morte, contributo per gli armamenti, prestito statale ed i contributi di per lo meno tre associazioni comuniste obbligatorie. Potete immaginarvi...»

F A N G O

Fronte del Donez, novembre

Sia maledetto il fango, maledetto il fango della Russia! Con il mese d'ottobre il tempo si mise definitivamente alla pioggia, cominciò a piovere sulle piste e sulle truppe, un'acqua lenta e grossa da nuvole viola pendule dal cielo come gigantesche ragatele. Si sparse per l'aria l'odore della polvere bagnata, un acre odore che ci faceva starnutare. In un primo tempo le piste apparvero simili a lunghi cordoni di sabbia umida; le stoppie dei campi mietuti divennero color ruggine; marciti, gli steli dei girasoli secchi s'affiosciarono al suolo come pezzi di corda; i tetti di paglia delle isbe brillarono, i prati di foraggio luccicarono. Era bella la campagna ucraina lavata dalle prime piogge. Ma poi venne il fango, questo terribile fango. Sia maledetto il fango della Russia!

Sia maledetto. Dopo il primo giorno di pioggia le piste si coprono del compatto strato d'una sostanza bruna che solo potrebbe paragonarsi a una sorta di gelatina o di crema. Tutta la Russia che percorrevamo era spalmata di questa polentina collosa, di questa specie di emulsione spessa due tre centimetri. Ma sotto le scarpe e le ruote dei veicoli noi riuscivamo a toccare ancora un terreno ancora più o meno solido, le ruote degli autocarri tracciavano sulla pista l'orma binaria dei copertoni, le scarpe stampavano il tacco, la suola la corona dei chiodi, ed era tutto lì. Si andava avanti, e gli autieri dicevano che non c'era male, non c'era male. (Ma poi venne il fango terribile, le tonnellate di fango, il mare di fango, il maledetto fango della Russia).

Continuò la pioggia, a gocce larghe e rade, una ridicola pioggia gigante, priva di forza, ogni goccia un mezzo bicchier d'acqua. Improvvisamente non riuscimmo a vedere più la pista, tutto attorno a noi era fradicio d'umidità, tutto appiccaticcio, tutto cedeva, tutto scivolava, la terra s'era ridotta a una palla di plastico vischio, il mondo ci si presentava allo stato fluido, in liquefazione. Sotto le scarpe e sotto le ruote la Russia ci si mutava in un letame polteoso, in un letame mucillaginoso, piste e campi. Era il fango che montava, il sacro fango sovietico, questa nera ricotta.

Sia stramaledetto il fango della Russia! Cominciammo a camminare come ballerini, con mosse di sciatori o di gente che avanza sui vetri. Il fango ci rompeva il passo, faceva di noi dei tentennanti misirizzi. Ci accorgemmo di avere perduto il nostro centro di gravità, ogni passo era una caduta evitata. Gli autoveicoli, anch'essi navigavano come barconi dal timone impazzito, si affacciavano ai fossi, traballavano, scotevano comicamente i treni posteriori, talora di colpo si mettevano di traverso sulla pista come asini incaponiti. Dalle colonne in marcia, quasi inavvertitamente nacque una atmosfera di imprecazioni e di bestemmie che si riversavano sul capo di Stalin del Comunismo della Internazionale della bandiera rossa e via discorrendo. Uno scivolava, e mormorava a denti stretti: «Quel porco di Stalin!», l'autiere che non reggeva più lo sterzo, — e la macchina gli si accasciava pesantemente sul ciglio della pista, — urlava: «Questo Comunismo della Madonna!»

Ormai la terra ci bolliva sotto i piedi e sotto le ruote grassa e viscida, il fango

russo era a buon punto, aveva assunto la virulenza di una colata di lubrificante denso. Ed ecco su questa palude di melma, continuando quella lenta grossolana pioggia — ogni goccia un mezzo bicchiere —, ecco le pozzanghere. Prego d'acqua fino alla saturazione il suolo non aveva più la capacità di assorbirne oltre. Le fosse della pista si colmarono di un liquido color birra cui più non spettava nome d'acqua, un liquido nel quale si riflettevano intorbidati i pochi magri alberi ucraini, le nuvole, gli stessi cappotti della truppa in marcia, i battistrada dei pneumatici, i fucili, i cannoni.

Da un mucchio di melma le scarpe e i pneumatici passavano ai venti trenta centimetri d'acqua della pozzanghera. Si formavano addirittura specchi d'acqua, degli specchietti d'acqua che noi con scarpe e ruote guadagnavamo cinicamente imprecaando a Stalin a Mosca al Comintern alla Ghepeù al Cremlino eccetera eccetera. Il nostro grigioverde aveva assunto toni rossastri, tutto una pillachera, cappotti scarpe stivali calzettoni patinati d'una sfoglia di fango quasi omogenea. I soldati dicevano: «Ci siamo mimetizzati». Ci eravamo mimetizzati, eravamo soldati di fango, verticali pezzi di fango in forma di soldati. Che la ricognizione sovietica venisse o non venisse ci era assolutamente indifferente. Cosa avrebbe scoperto? Fango e poi fango. Anche gli autocarri erano coperti di fango fino al tetto. Marciavano lenti con timidezza di bestioni condotti per la cavezza su sabbie mobili, sputavano dai tubi di scarico gas bianchissimi.

Sia maledetto il fango della Russia e siano benedetti gli autisti italiani, autisti o automobilisti o come meglio vi piaccia chiamarli! Sul fango essi si rivelarono i più grandi conducenti del mondo, degni fratelli degli autieri di Etiopia, del Deserto Mar-marico, d'Albania. Andavano avanti anche col fango, sul fango, e io dico che coi loro pachidermi di ferro sarebbero stati capaci di avanzare sia pure in pieno oceano. Poiché sì, le macchine slittavano, le ruote giravano a vuoto schizzando fango polverizzato per un raggio di cinque metri, gli sbandamenti trascinavano le vetture in mezzo ai campi, a valle, invano i motori muggivano al massimo di giri, invano le catene di ferro mordevano la mota, sì; ma gli autieri italiani saltavano dai posti di guida, si rimboccavano le maniche della camicia, e, mano ai badili e alle gravine, costruivano la strada sul fango, col fango, metro dietro metro, utilizzando fasci di steli di girasole, pezzi di pietra, tronchi di legno; e gli autocarri superavano vittoriosamente i tratti più infernali dove il fango arriva alla coscia dell'autiere e ai fari dell'auto.

Fango. Una guerra fatta di cavi d'acciaio per il rimorchio delle vetture, fatta di sterri di scavi, di motori che gridano per svincolare le ruote dalle pastoie. Fango e poi ancora fango. Noi passavamo attraverso paesi colore del picchio, di taglio tetro e anonimo, con le casipole che emergevano dal fango come sostenute da palafitte. Pochi russi in civile vagavano per quei paesi, edrucci stivali di gomma ai piedi, stivali di gomma che giusto attra-

verso le sdrucciate si empivano di fango e lo rigurgitavano alla pressione del piede in cammino come fa il dentifricio dal tubetto sotto la pressione della mano. Vedendoci arrivare malgrado il fango, quei Russi dagli stivali ci osservavano increduli. Taluno confessava che non avrebbe mai creduto al nostro arrivo poichè, — diceva, — è col fango che la Russia arresta il nemico, non con i cannoni e le corazze. Guardavano increduli le nostre auto che pesantemente avanzavano nei budelli di fango delle loro strade. Dagli autocarri i soldati gridavano loro: «Stalin nè dobrè?», in una lingua russa ad usum di se medesimi, e volevano dire: «Andava bene con Stalin?». I Russi non rispondevano. E i soldati dicevano: «Stalin nè dobrè». E volevano dire che con Stalin non andava bene. E additavano il fango, e le miserabili strade.

Maledetto il fango. Pioveva ancora, pioveva sempre. Certe mattine schiariva, si affacciava tra nubi e nubi anche una fetta di sole e si rifletteva nelle pozzanghere, un sole che noi guardavamo con golosità. Ma non arrivava in tempo a rassodare nulla, il fango diveniva anzi più fluido e più maligno. Io me lo sentivo dentro al cuore, nella testa, in bocca, fra i denti, ne avvertivo il sapore dolciastro, di terra lievitata dall'acqua, con tutti i suoi grassi, con tutti i suoi sali, con tutti i suoi acidi, con tutti i suoi umori e fermenti, me lo sentivo nelle cavità delle ossa al posto del midollo...

Maledetto il fango, il fangaccio della Russia di Stalin! Così andando attraverso la guerra e il fango, se chiudevo gli occhi io vedevo gli asfalti azzurrini della nostra Italia, l'argenteo grafico di strade che posa sulla nostra carissima Italia. E maledicevo il Comintern la Ghepeù il Cremlino Lenin Stalin e tutta la dannata compagnia.

Quando un mattino venne la neve. Il vento irruppe in cielo con un soffio di



... ogni passo il piede ne staccava due, tre chilli, gelidi per giunta ...



«... pochi metri all'ora erano spesso tutto quanto gli uomini e le macchine riuscivano a superare...»

Fotografie: cronisti di guerra della PK.
Artur Grimm, Custaa, K. Müller

Il gelo e la neve hanno vinto finalmente il fango. Ma essi pongono nuovi problemi. I carri armati debbono venir verniciati di bianco. Ed affinché il gelo non inchiodi al terreno i cingoli a catena, essi vengono fatti poggiare su della ramaglia secca



tomba, dall'est, piombò sulle pianure grvide di neve. Si mise a scendere una neve proporzionale a quella pioggia dalle gocce a mezzi bicchieri d'acqua, una neve grassa e senza consistenza, simile a una pioggia di piume d'oca. Una neve così molle da parere fango anch'essa. Era candida, ma caduta a terra il fango la insozzava, la contaminava, ne faceva altro fango. Fino a che il fango si brizzolò, incanuti: ma divenne più grommoso, divenne più ricottaceo, s'incollava alle scarpe a chili, ogni passo il piede ne staccava da terra due tre chili, gelidi per giunta.

Furono giorni che il terreno ci parve davvero un duro nemico. Su una certa posizione si doveva portare in linea un contingente motorizzato, coi suoi carri, le sue artiglierie, le sue mitraglie. E questa volta il fango, — il maledetto fango sovietico, — ne ostacolò la marcia. E dalla parte rossa capirono che il fango ci fermava, capirono che una falla si sarebbe prodotta nel nostro schieramento. Apprendemmo che i bolscevichi avevano deciso di attaccare nel settore nel quale il contingente motorizzato non era potuto pervenire a causa del fango, maledetto fango.

Così noi stavamo col cuore sospeso, poichè la linea era sguarnita e il nemico l'indomani avrebbe attaccato. Ma al mattino avvenne il miracolo. Sulla pianura che biancheggiava di larghe isole di neve, al piccolo trotto, sollevando elegantemente le zampe, vedemmo all'alba torme di cavalli dirigere su noi, provenienti dalle nostre posizioni. Riconoscemmo le formazioni degli squadroni, i cavalleggeri d'Italia battevano la sella alti sul mare di fango. Arrivava in linea la cavalleria che non si cura del fango, che va col cuore, coi muscoli, con la carne, col sangue. Aveva viaggiato notte e giorno, decine e decine di chilometri tra fango, pioggia, neve e vento. Arrivò la cavalleria e si mise in linea, grigia di fango, bellissima, fango gli speroni dei cavalleggeri, fango i gambali, fango le staffe e le briglie e i morsi, le zampe dei quadrupedi grosse e lanose pel fango come quelle dei cavalli maremmani di Fattori. Arrivò col fango, tenne la linea col fango, ruppe la linea nemica col fango.

Poichè sì, maledetto il fango di Russia. Ma non sarà il fango ad arrestare la nostra marcia. Noi andiamo avanti all'est. E il fango sovietico, il Diavolo se lo porti.

Virgilio Lilli

Maomettani ospiti della Germania

Moslems als Deutschlands Gäste



All'entrata della nuova cancelleria del Reich, il ministro di Stato dott. Meißner saluta il Gran Mufti di Gerusalemme, Amin al Husseini, che dopo la sua fuga avventurosa dall'Iran a Roma, si è recato a Berlino



Il Führer riceve il Gran Mufti e lo intrattiene in cordiale colloquio

Der Führer empfängt den Groß-Mufti zu einer herzlichen Unterredung



Una Moschea nell'Ovest di Berlino è il centro della comunità islamica. Essa venne costruita negli anni 1924-1927 sul modello delle moschee dell'India

Eine Moschee im Berliner Westen ist der religiöse Mittelpunkt der islamischen Gemeinde. Sie wurde 1924 bis 1927 nach dem Vorbild indischer Moscheen gebaut



Nella stazione radiotrasmittente ad onde corte di Berlino, che oggi trasmette notizie in tutte le lingue orientali, parlano anche dei maomettani. Le nostre fotografie mostrano: Irakeni durante la discussione del programma

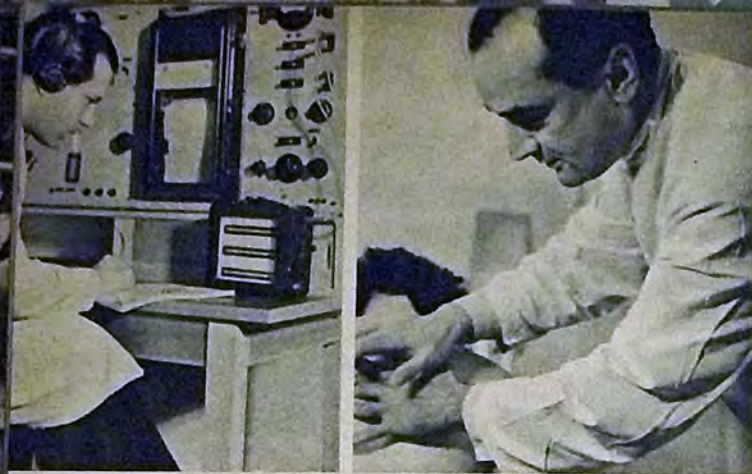


... il dirigente per la zona araba Yunus Bahri



... il dirigente per la zona Indiana, Habibur Rahmon

Il mondo in guerra



esso gli stabilimenti di fama mondiale Siemens & Halske è occupato anche l'ingegnere irakeno Samih Moussly

dem wellbekanntem Siemens & Halskerk ist der Iraker Samih Moussly als Ingenieur beschäftigt

Il Ginecologo indiano, Dott. Faroughi, esplica la sua attività nell'Ospedale Rudolf Virchow. Egli si è laureato a Berlino. Im Rudolf-Virchow-Krankenhaus arbeitet der indische Frauenarzt Dr. Faroughi. Er hat in Berlin studiert



Nella sua dimora berlinese, l'artista di varietà Mohamed Ben Achmed mantiene viva in sé e nei suoi figli la Patria marocchina. Egli mostra la sua arte nei film tedeschi

Der Artist Mohammed Ben Achmed erhält sich und seinen Kindern in seinem Berliner Heim die marokkanische Heimat lebendig. Er zeigt seine Kunst in deutschen Filmen

Fotografie:
Presse - Hoffmann (2)
PK - Cronista Pabel (8)

Nella capitale del Reich vivono numerosi medici, tecnici ed artisti islamici. Nel Club irakeno, i membri si dilettano di preferenza con i loro giochi a dadi

Zahlreiche islamische Künstler, Techniker und Ärzte leben in der Reichshauptstadt. Im Irakenischen Klub spielen die Mitglieder mit Vorliebe ihre heimischen Würfelspiele

a pensare alla difensiva. Di fronte agli enormi rischi di una battaglia navale, essi si domandano se non sarebbe più logico di passare ad una specie di resistenza temporeggiatrice finché il lavoro dei cantieri non desse una schiacciante superiorità di navi da battaglia. Per questo essi sono fiduciosi che la battaglia dei cantieri debba essere vinta ad ogni modo da loro. Tuttavia, la costruzione di una nave da battaglia, dall'impostazione fino al varo, richiede i suoi buoni tre anni. Quello sperare nel tempo (pur comprendendo anche le costruzioni già iniziate) sarebbe dunque giustificato solamente se le potenze firmatarie del Tripartito non potessero, in maniera equivalente, contrapporsi ad una tale produzione fino a quel tempo, come se dunque fino allora il Giappone, in questa gara d'armamenti, dovesse rimanere assolutamente solo. Questo presupporrebbe però che la Germania fosse forzata a rimanere nel frattempo, con tutto il suo potenziale bellico, sul fronte orientale.

È certo che ad oriente il tempo trascorre molto più presto di quanto possano desiderare i nemici della Germania. Durante le visite fatte in autunno da Beaverbrook e Harriman a Mosca venne constatata concordemente la necessità di prestare un immediato e considerevole aiuto all'Unione Sovietica per impedire la completa vittoria germanica nel 1942. In realtà è vero che la macchina militare bolscevica è stata superiore alle peggiori aspettative e che questa «locomotiva della rivoluzione mondiale» non ha potuto perciò essere distrutta nel corso di un'estate, con una unica campagna di guerra. Pur tuttavia le Forze Armate germaniche hanno già vinto all'Est molte fasi di questa lotta e non si svela certo un segreto militare annunciando che esse, dopo la sosta invernale, riprenderanno le azioni per abbattere i bolscevichi in modo tale da spacciarli definitivamente. In principio gli inglesi e gli americani intendevano con i loro aiuti compensare tutte le perdite del campo della produzione, comprese le distruzioni dei materiali subite dai sovietici sui campi di battaglia; dai loro calcoli la sola produzione segnerrebbe una perdita del 40%, della capacità industriale dell'anteguerra, qualora le fabbriche trasferite riprendessero la loro attività.

Tra questo programma e la sua attuazione ci sta ora il Giappone: le vie marittime sono ancor più minacciate, gli americani debbono pensare al proprio armamento e provvedere le truppe combattenti dei relativi rifornimenti, gli inglesi debbono inviare forze terrestri in Asia; nell'Asia orientale c'è bisogno d'una potenza aerea supplementare. Con tutto ciò, anche nella migliore delle ipotesi, il Giappone non potrebbe venire ricacciato, prima che l'attacco decisivo tedesco nell'Est abbia inizio. Quindi, o si sacrifica l'Asia orientale nella speranza incerta di riportare qualche successo passando dall'Iran e da Arcangelo, oppure, bisogna lasciare in asso l'alleanza bolscevica, nella sua ora più difficile. I mesi che passando veloci faranno sì, che le strade della Russia siano di nuovo praticabili; nessuno li può trattenerne, né superarle.

Se però l'Unione Sovietica nel 1942 sarà distrutta ed il Giappone esisterà ancora, oppure avrà persino compiuto delle grandi conquiste — come tutto lascia prevedere — allora la Germania con tutta l'Europa, se sarà necessario, non conoscerà altro compito che quello di appoggiare con ogni mezzo l'imponente industria navale giapponese.

La Germania può venire vinta solo per terra. Dopo la sconfitta dei bolscevichi, nel grande settore eurasiatico non esisterà più

alcuna potenza continentale. La Germania non ha da temere nessun esercito terrestre che debba venire trasportato al di là degli oceani. Non appena l'Unione Sovietica sarà giunta a tal punto, i nemici della Germania avranno persa la guerra per metà, perché essi, contro l'Europa, non potranno più vincere in nessun caso. Dall'entrata in guerra del Giappone, è emersa inoltre per le Potenze del Tripartito una possibilità palpabile (che ci appare come un sogno), quella cioè di vincere per mare l'altra metà della guerra. Nell'agone industriale che seguirà alla sconfitta bolscevica, si troveranno di fronte i seguenti nuclei di popolazione delle principali Potenze belligeranti: 130 milioni di americani, 44 milioni di inglesi, 17 milioni di sud-africani, australiani e neozelandesi, contro 90 milioni di tedeschi, 50 milioni di italiani, 100 milioni di giapponesi, e per conseguenza, 191 milioni di «democratici» si troveranno contro 240 milioni di «autoritari». Ai popoli partigiani dell'altra parte, le Potenze del Tripartito possono contrapporre: eccellenti alleati in Europa, in senso economico tutti gli europei, tutti uomini quindi che come è noto posseggono un'ottima intelligenza, inoltre la Mancinuria, le grandi regioni della Cina che si trovano già sotto il controllo giapponese e tutte le preziose materie prime che fino allora il Giappone avrà conquistate.

Come interessa ciò l'Europa?

Questa è la situazione nella nuova guerra. Certamente alcuni europei hanno visto con rammarico estendersi maggiormente la guerra e che la sua fine e la fine di tutte le tribolazioni è diventata ancor più imprevedibile. Altri domanderanno: cosa c'entra ancora l'Europa in questa geografia di guerra che riguarda tutto il mondo? Non lo dimostra forse il dilagare della guerra europea in tutto il mondo, che non è in gioco l'Europa, ma il mondo intero?

Effettivamente agli altri interessa il mondo intero Dalla «Dichiarazione dell'Atlantico» e dal programma del partito comunista ognuno può liberamente rilevare che dall'altra parte stanno Potenze con illimitate pretese. Al contrario invece, era e rimane ancora lo scopo pacifico delle Potenze del Tripartito di creare un nuovo assetto in alcuni territori europei da un lato, e nella grande Asia Orientale dall'altro. Gli Stati del Tripartito non partecipano a questa guerra mondiale con mire egemoniche, ma anzi combattono appunto per impedire un'egemonia nel mondo. Essi non s'intromettono nelle sfere di potenza straniera, ma combattono ogni intromissione forestiera nelle proprie sfere di potenza. Questo serve tanto per l'Asia Orientale quanto per l'Europa. La tendenza che gli altri hanno di estendere il loro dominio a tutto il mondo porta il nome di rivoluzione bolscevica oppure, distruzione e disarmo di tutti gli stati autoritari. Secondo questo programma l'Europa verrebbe a cadere in preda al bolscevismo oppure diventerebbe colonia americana senza più alcuna autorità politica. La Germania combatterà questo pericolo fin tanto che l'Europa ne sarà minacciata. Siccome l'attacco degli altri riveste un carattere universale, la Germania combatte su un teatro di guerra mondiale. Vittoria o sconfitta decideranno se l'Europa finalmente avrà la sua unità per garantirsi da ogni intervento estraneo e per ottenere il suo giusto riconoscimento nel mondo. L'Europa si rinnoverà oppure scomparirà.

Interessa tutto ciò l'Europa o no?

Otto Philipp Häfner



Durante il lungo volo dalla notte nella notte: soltanto l'estenuante monotono ansito dei motori, che, due a destra e due a sinistra ronzano, senza tregua, nelle nostre cuffie

Während des langen Fluges aus der Nacht in die Nacht. Immer das gleiche Erlebnis: die Motoren, je zwei links und rechts, die ohne Pause in den Kopfhörern rauschen

Sulle immense distese dell'Atlantico

Fern über dem Atlantik

Resoconto del nostro cronista della PK. Jochen Grossmann

Per ore ed ore sopra il mare. Voliamo senza nessun punto di riferimento, come li hanno invece gli apparecchi in volo sulla terraferma, soltanto in base ai dati di rotta e degli strumenti di navigazione
Stundenlang über See. Ohne jede Orientierungshilfe, wie sie ein Flugzeug über Land hat, fliegen wir nur nach den Zahlen der Kursbestimmungen und unserer Instrumente

Il comandante si aggiusta il cinturino del panciotto di salvataggio. «Aspettiamo ancora un po'...» dice, levando il naso verso la cortina di nebbia che attraversa lentamente il cielo, in cui la luna piena espande una luce scialba. «Forse ancora una mezz'oretta...»

L'oscurità glaciale delle prime ore di un mattino autunnale avvolge il vasto campo. Al di là dei nugoli di vapore umidi e bassi, i motori che vengono messi in marcia rompono il silenzio notturno come segnali.

Ci rimane così ancora un po' di tempo per sgranchirci le gambe. Passeggiamo su e giù davanti alla sagoma del gigantesco apparecchio da bombardamento lontano, e fumiamo... fumiamo più del solito perchè ci sembra sia meglio rifarci preventivamente delle lunghe ore di astinenza che ci attendono.

Il comandante conosce una buona parte del mondo. Tre anni fa, senza conoscerci, abbiamo alloggiato a Nuova York nello stesso albergo, e più tardi, a Tokio, abbiamo assistito alla medesima competizione di lotta.

Una «partenza di virtuosi»

Oggi il comandante parte per la sua centesima missione di guerra... La nebbia ha fatto posto ad un sottile velo di bruma. Siamo saliti a bordo, e qualcuno ha rinchiuso la porta dal di fuori. Poi abbiamo attraversato il campo con sobbalzi smorzati dalle balestre ed ora ci troviamo al limite della pista di lancio. Il meccanico di bordo chiude gli sportelli, al di sopra del posto del pilota. Innestando le spine del mio ricevitore a cuffia, odo un breve «clac».

Ora i motori aumentano i loro giri, il gigantesco uccello d'acciaio è percorso da brividi e comincia a muoversi con dei lievi strappi; rulliamo assieme al nostro immane carico. Questa è la partenza dei virtuosi! La creatura della tecnica è dapprima recalcitrante e non vuole ubbidire alle dita sottili dell'uomo trentenne che la governa. La macchina tradisce il desiderio di sbandarsi, ed i motori devono neutralizzare questa tendenza; una volta quelli di babordo, poi quelli di tribordo: essi ubbidiscono alla mano del comandante. L'apparecchio diviene sempre più veloce e corre docilmente sulla pista.

L'attimo in cui si stacca dal suolo è trascorso. Il frastuono dei motorisi affievolisce e non è più che un ronzio di fronte al momento della partenza; voliamo verso il mezzo disco arancione del sole che si leva. Dalla nebbia mattutina sporgono le cime degli alberi alti e delle torri. Viriamo descrivendo una vasta curva e puntiamo in direzione della nostra «lunga rotta», verso Ovest. Da quella parte, all'orizzonte, il cielo è ancora grigio. La luna sta davanti a noi come una grossa palla gialla e sembra abbassarsi soltanto a mala voglia.

In questo apparecchio si possono fare delle passeggiate. L'equipaggio, un pugno di uomini che affrontano l'Atlantico settimana per settimana, ha occupato i posti assegnati, e così, all'interno, il velivolo sembra vuoto.

In fondo si distingue l'imbracatura del paracadute del mitragliere di coda; il secondo radiotelegrafista siede chino sui suoi apparecchi ed il meccanico di bordo, appoggiato, copre un serbatoio.



La salita secondo i gradini, che ricordano la paratia di una nave, e vado a fare una visita a tutti gli altri che si sono accomodati per il lungo volo.

La costa percorsa dai cavalloni delle creste schiumose è già lontana alle nostre spalle, e il mare, l'Atlantico, l'Oceano bello e capriccioso si estende al di sotto di noi come una landa dolcemente ondulata di dune azzurre. Delfini grizzano giocando, e quando si tuffano, sembra che la superficie dell'acqua sia stata percossa da piccole schegge di bomba. Viaggiamo a bassissima quota e possiamo come un faldo al di sopra di essi.

Davanti a noi, a destra, scorgiamo due pirati. Chi lo sa — sono amici o nemici? Trasmetteranno all'avversario dei messaggi avvertendolo della nostra rotta e di quella dei nostri camerati? Bisogna far calcolo anche con questo. Ma noi abbiamo ben altri compiti e non possiamo occuparci di queste barche. Che trasmettano pure i loro messaggi — il convoglio lo troveremo lo stesso! Lo troveremo e non ci sfuggirà.

Da tre ore sorvoliamo la distesa sconfinata del mare ed ora penetriamo in una zona temporalesca che si para davanti a noi come un bastione. Mare e cielo si confondono in una nuvolaglia grigia e nera senza contorni.

«Avete avvertito l'orchestra di mandala nel padiglione messicano dell'Esposizione Mondiale?»

Questa mattina è remota domanda, che il comandante mi rivolge mentre ci troviamo in piena navigazione, mi aspetta quasi paura. Sì, me ne rammento. Voglio sapere quanti chilometri di volo ha percorso il comandante in Columbia, «600.000 chilometri, mi sento rispondere dal ricevitore. «Allo scoppio della guerra mi trovavo a Nuova York proprio per prendere in consegna un nuovo apparecchio per la nostra linea. Ci rammentiamo del negro che grondante di sudore e con contorsioni selvagge di tutto il corpo, si dava da fare per far emettere ai suonatori della sua orchestra le più pazze stonature. Questo ricordo ci fa scoppiare in una risata. Fuori, l'aria si è fatta più chiara. Le nuvole grigie di pioggia sono alle nostre spalle; abbiamo superato la muraglia di maltempo.

Ma laggiù ci dev'essere ancora una vera bufera; il colore turchino del mare si è cambiato in un grigio sporco e mosso, ed il vento ha ancora la medesima violenza, malgrado che voliamo già da un pezzo sotto i raggi del sole meridiano.

Mi sembra di essere a bordo di una nave. Il 1° radiotelegrafista — che prestò servizio anche lui per molti anni in una linea aerea

portante valle, frutta ed acqua minerale. Inoltre, per ogni membro dell'equipaggio c'è anche un cestino, un cestino veramente succulento con panini imbottiti, un pacchetto di biscotti, cinciolato, un cartoncino di nocciolo ed uva passa, ed altro ancora.

«Fumata a 240 gradi'»

Siamo in volo già da più di sei ore. Riusciremo a trovare il convoglio? Delle nubi ci vengono incontro nuovamente da occidente, ma per ora la visibilità non è cattiva. In un'ora circa dobbiamo giungere sulla probabile posizione del convoglio. Voliamo già da una mezza giornata sulla immensa distesa grigia dell'oceano, allontanandoci sempre più dalla costa; attraversiamo zone temporalesche e tratti in cui spira il sole. Siamo completamente soli in mezzo all'Atlantico, guidati soltanto dai fili invisibili della navigazione e della radio. . . . Facciamo una conversione di alcuni gradi verso Sud. Gli occhi di noi tutti vorrebbero poter guardare al di là dell'orizzonte. Ora che dobbiamo trovarci in prossimità del convoglio, il comandante mi dà l'ordine di appostarmi presso le due mitragliatrici di coda. Il limite inferiore della fascia di nuvole è calato a 400 metri sulla superficie del mare, ed anche noi ci teniamo a quest'altezza. Saremo i primi

non diverse delle altre; una è un intercettore e le altre due sono due cacciatori-pedine.

Sorpresa . . . anche per noi

Ora credo di sapere quale sia lo stato d'animo di un cacciatore che si trova sulle tracce di una rara e grossa selvaggina e che deve avanzare strisciando ancora qualche metro per poter portarsi a tiro. Noi non vogliamo venire scoperti; non ci avvistiamo su una nave qualsiasi. In questo istante mi viene in mente la frase pronunciata una volta da uno dei nostri istruttori della scuola mitraglieri di bordo: «La sorpresa è uno degli elementi decisivi dell'attacco». Prima vogliamo guardare la formazione nemica un po' più dappresso, senza però venire scoperti. Ed ecco la sorpresa: una strana ombra appare dal di sotto di una nube. Aguzziamo gli occhi per veder meglio! Che razza di bestione è quello? Prendiamo i binocoli; una nave portaerei! «Una bella porcheria!» dice qualcuno nel ricevitore. Ha ragione, perché, com'è noto, le portaerei hanno a bordo delle piccole zanzare agili e mulate che qualche volta decollano. . . . Ci rincantuciamo nella nostra fascia di nuvole che presenta qua e là delle lacune, attraverso le quali il mare ci manda dei riflessi di luce gelidi ed ostili.

Ci abbassiamo ancora di più. Le corone smaglianti di schiuma che si formano sulla cresta dei cavalloni vengono spazzate via dal vento burrascoso. Il nostro grande uccello continua indisturbato il suo volo tranquillo. Non abbiamo nessuna intenzione di cambiare la nostra rotta e così capitiamo proprio nella guazza. La pioggia torrenziale scorre orizzontalmente lungo i vetri del posto del pilota; voliamo senza la minima visibilità e ci orientiamo esclusivamente con l'ausilio degli strumenti, voliamo alla cieca.

Delle gocce d'acqua, che non so da dove vengano, mi inzuppano i pantaloni; sposto le gambe. Qualche volta le raffiche fanno sussultare l'apparecchio e sembra che esso voglia scuotersi l'acqua di dosso, ma i motori lavorano con regolarità come durante un rollando in una sala di prova.

Il convoglio è raggiunto. Le prime bombe sollevano colonne d'acqua tra le navi. L'opera di distruzione ha inizio

al di là di quest'oceano che stiamo sorvolando, nell'America del Sud, e che ritrovò il suo comandante in questa squadriglia da bombardamento — è chino sul tavolino delle carte e controlla la rotta senza interruzione, impiegando prima un compasso ed una squadra, e poi il radiogoniometro ed il sestante. La nostra «nave» procede ad una velocità che supera di trenta volte quella di una nave mercantile e perciò, se non vogliamo trovarci improvvisamente spostati di 100 o 150 chilometri dalla nostra rotta, bisogna che durante la navigazione evitiamo anche le più leggere conversioni verso l'uno o l'altro lato. Di dietro c'è la grande cassa contenente il nostro vettovagliamento: dei grandi termos con caffè e

Der Geleitzug ist gestellt. Die ersten Einschläge fahren in seiner Mitte hoch. Das Werk der Vernichtung hat begonnen

a raggiungere il convoglio e piazieremo bene le nostre bombe? . . . «Fumata a 240 gradi!» Queste brevi parole, trasmesse dal microfono, ci fanno sussultare. Dove? Davvero, recola laggiù!

All'orizzonte, davanti a noi, un po' a sinistra, spunta un sottile pennacchio di fumo. Che sia il convoglio? Ci dirigiamo da quella parte e ci avviciniamo sempre più alla striscia di fumo che s'ingrandisce. Ora distinguiamo nettamente che le fumate sono due, tre . . . è proprio il convoglio, e non ci sfuggirà! Lo abbiamo trovato davvero! Ci mettiamo a gridare in preda all'emozione e quasi non riusciamo a comprenderci. Le navi sono tre, quattro, otto, venti . . . sono quasi trenta! Tre di esse

Il convoglio naviga ora obliquamente davanti a noi; ci manteniamo a una distanza di oltre 10 chilometri. La nave portaerei procede a tutta velocità diretta verso la testa del gregge e la sua prua taglia la superficie del mare sollevando due enormi baffi di schiuma che sono visibili anche ad occhio nudo. Ora il colosso d'acciaio si frappone tra noi ed il convoglio. Ci avranno scoperto? Ed i caccia, saranno già decollati?

Ci hanno veduti?

Improvvisamente laggiù fiorisce tutto un'aiuolo di funghi neri. È la contraerea; le unità armate del convoglio iniziano un fuoco di sbarramento. Ma non può essere.

destinato a noi. Mai nessuno vide gli Inglesi sparare così male: dei nostri camerati devono averci preceduto e devono aver attaccato.

Almeno da quanto è possibile abbracciare coll'occhio, il convoglio procede in tre colonne affiancate. Quello in testa dev'essere un incrociatore contraereo, perchè da esso scaturiscono senza tregua le vampate delle salve. A destra ed a sinistra ci sono rispettivamente due cacciatorpediniere che corrono su e giù come segugi, ed anche i loro pezzi vomitano fuoco con tiro continuo. Pare che fra le colonne ci siano altre piccole unità di scorta. Facciamo dei piccoli balzi al di sotto delle nubi e ci accontentiamo di osservare soltanto quanto ci è necessario sapere.

Ci diamo tempo. Ora sono quasi le quattro, e rimaniamo ancora all'erta nella fascia di nuvole, mantenendo sempre la stessa distanza. Per tutti coloro che ci seguivano nell'aria o per mare, abbiamo radiotelegrafato indicando la posizione, la rotta, velocità e dimensione delle navi.

Inseguiti dai caccia!

Coi motori strozzati avanziamo lungo un lato del convoglio di navi per cercare un punto debole. La portaerei ha quasi raggiunto la testa. Siamo tutti del parere che rimanendo nelle sue vicinanze non ci sia

ottuso. Il nostro bravo capitano fa una brusca virata mettendo l'apparecchio quasi perpendicolarmente su un fianco. Poi il comandante dirige verso l'alto il muso dell'apparecchio, che è ancora gravato dal forte quantitativo di carburante destinato al lungo tragitto di ritorno, e lo fa salire. L'apparecchio, trascinato dalle eliche, prende rapidamente quota. Gli «Hurricanes» passano al secondo attacco, ma ad un tratto il grande uccello inseguito scompare in una fascia di nuvole, ed i caccia nemici picchiano nel vuoto. Il poter osservare le fasi della lotta dal mio posto è stato più emozionante che se non avessi dovuto parare io stesso un attacco. E' stato un combattimento aereo avvenuto lontano lontano, in pieno Atlantico, l'oceano che gli Inglesi dicono così volentieri esser quello su cui essi hanno l'assoluto predominio. (Ma il capitano di squadriglia atterrò senza inconvenienza mezzanotte sul campo della nostra base, malgrado che l'apparecchio, come si potè constatare, avesse incassato trenta colpi).

«Vedete l'idrovolante a scafo?» domanda il comandante dal posto del pilota. «No!» «Dove?» «Laggiù, a 270 gradi, al di sopra del bastimento coi tre alberi: un Martin 162.» L'idroplano si libra sul convoglio come osservatore. Beh, sembra che Albione, la «dominatrice dei mari», abbia impiegato



«Atteniti ai caccia!» grida il comandante nel microlono, poichè del convoglio fa parte anche una nave portaerei. Tutto è pronto per il combattimento. In basso: Il radiotelegrafista in seconda provvede al collegamento costante con il nostro aeropotto

„Auf Jäger achten!“ ruft der Kommandant in das Mikrophon; denn der Geleitzug einen Flugzeugträger mit. Alles ist zum bereit. Unten: Der zweite Funker herständige Verbindung mit dem Einsat



nulla da guadagnare, e viriamo. Io balzo verso l'altro lato e levo lo sportello del finestrino per poter servire la mitragliatrice.

Ad un tratto, da un lato scorgo uno dei nostri apparecchi che si tuffa planando. Non può essere che il capitano P. che era partito pochi minuti prima di noi. Il suo apparecchio vola zig-zagando fortemente ed ora vedo anche i due caccia che gli stanno alle calcagna. Ha il capitano P. già gettato le sue bombe? Noi non ci siamo accorti di nulla. Sono due «Hurricanes», non ci possiamo sbagliare! Il pesante quadrimotore da bombardamento lontano non è un avversario di pari forze, ma esso si difende impiegando tutte le armi di bordo. Le raffiche dei proiettili traccianti amici e nemici s'incrociano formando un angolo

un bel numero di forze per scortare la sua flotta mercantile...

Ancora pochi istanti

Siamo giunti sulla coda del convoglio. In lontananza un fitto acquazzone fa cadere i suoi veli obliqui fin sul mare. «Ancora pochi istanti», dice la voce tranquilla del comandante. Ecco che finalmente attaccheremo. Vogliamo colpire le navi di coda? In questo punto la difesa contraerea è momentaneamente più debole che altrove. Improvvisamente perdiamo il convoglio di vista dietro il fronte di pioggia, e dobbiamo voltare l'apparecchio. In questo momento voliamo fra nuvole piuttosto rare, ad una quota di 500 metri.

Ad un tratto urto, contro la mitragliatrice. Che succede? Ci abbassiamo brusca-



mente avventandosi su due navi che navigano isolate in coda al convoglio. Usciamo fuori dal sudario delle nubi. So bene che sferreremo il nostro attacco da un'altezza di 50 metri. Mi sporgo dal finestrino con tutto il torso e mi sembra quasi che il vento debba trascinarci fuori dell'apparecchio. La nave più vicina deve avere una stazzatura di 3000 tonnellate e l'altra un po' più in là è più grossa: 5000 tonnellate.

Ci precipitiamo giù verso i cavalloni dalle creste schiumose e un po' obliquamente verso le navi che ci volgono il fianco. La prima nave si avvicina ed ingrandisce sempre più. Quale delle due sceglieremo? Entrambe! Le bombe sono sufficienti. L'attimo del lancio si approssima. Quando giungiamo vicini agli alberi, le cui sommità ci superano in altezza, riprendiamo un po' quota — accidenti, perché non mi sono portato gli occhiali? Gli occhi mi lacrimano e la violenta corrente dell'aria m'impedisce quasi di tenerli aperti.

Ecco che la nave tenta di fare uno scarto verso babordo e pare che ci spari addosso con alcune mitragliere. Non è possibile dirlo con certezza e per noi la cosa non ha importanza, perché ora viene il nostro turno! Il piroscampo ci sta davanti obliquamente, non ci offre più il fianco come pochi attimi fa, ma non importa: non ci sfuggerà più.

Il grande momento

Ci siamo quasi sopra. Su in coperta, degli uomini corrono confusamente in qua ed in là. «Attenzione!» grida il comandante, dietro il suo congegno di puntamento. Vedo che dalla nave si sta calando in mare un canotto di salvataggio, lo si può distinguere chiaramente. «Fuori», sento gridare ancora. La nave scompare al di sotto di noi; la nave c'era così grande e vicina...

Le bombe sono state lanciate! La prima è troppo corta; una fontana d'acqua si eleva alta come una casa di più piani, la seconda... Centro! Centro! Essa ha colpito la nave proprio vicino alla murata.

Un breve lampo guizza accecante, una nuvola si eleva assumendo la forma di un cavolfiore, dal quale volano fuori brandelli, pali, tavole ed altri rottami che poi ricadono con una sorprendente lentezza. Il vento sospinge la nuvola nera, che ora sembra un grosso e denso grappolo d'uva, e ne fa un sacco mezzo vuoto e fluttuante che dalla nave si rovescia in mare. Il piroscampo colpito a morte è sbandato su un fianco. È il più piccolo. Ecco là anche l'altro. Esso è fermo e attende con rassegnazione la sua sorte. Il suo equipaggio ha già calato in mare due scialuppe. Puntiamo su di esso. Dove sono i caccia? Mi volto bruscamente. C'inseguono? Non si vedono; nulla, neppure i piroscampi, né le navi di scorta del convoglio.

Sembra quasi che la nostra vittima attenda il colpo di grazia. Essa avanza lentamente ancora un po', spinta dalla forza d'inerzia. Riguardiamo quota. «Tutte assieme!» Le bombe si staccano e precipitano, per qualche attimo oscillano nell'aria e poi colpiscono il bersaglio. «Centro! Centro!» Almeno quattro voci si uniscono in coro acclamanti. Più presto ancora che l'orologio faccia tic-tac, tutte le bombe sono scoppiate sulla poppa della nave. Questa volta non si vedono lampi, niente fumo. Una nuvola leggera e senza contorni si eleva frammista a schiuma e vapore, e poi si riabbassa velocemente. Quando essa si è dileguata completamente, le onde frullano già vorticosamente sulla poppa della nave che sta per colare a picco...

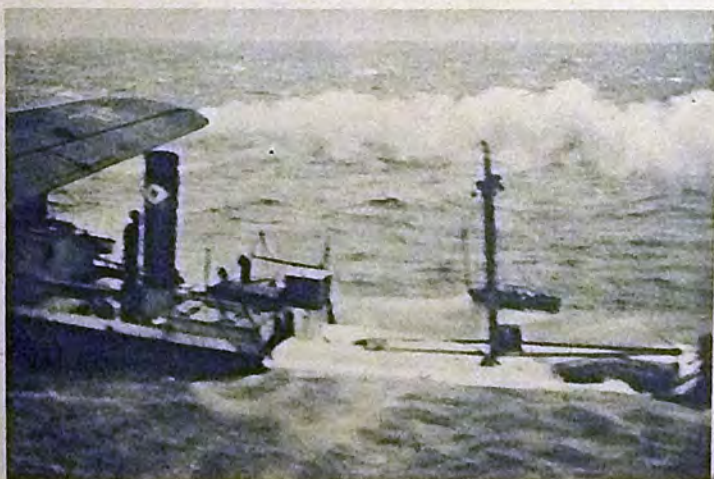
Viamo descrivendo un'ampia curva.



Central! Una irruzione di secondo dopo lo scoppio della bomba: una densa nuvola di fumo s'innalza. Le condutture colpite sprigionano sibilanti getti di vapore e rottami sibilano nell'aria



La prossima nave viene colpita esattamente all'estrema poppa. Entro quattro minuti il suo destino è segnato. La nave comincia ad inabissarsi verso poppa, la quale è stata completamente squarciata e strappata



Il bombardiere si abbassa nuovamente. Ormai il mare lambisce già i ponti. Sotto: Improvvisamente la nave si innalbera, poi d'improvviso scompare di colpo

Das nächste Schiff wird genau am Heck getroffen. Innerhalb von vier Minuten vollzieht sich das Schicksal; der Dampfer beginnt „über Heck“, das völlig aufgerissen und abgesprengt wurde, zu sinken



Laggiù in fondo, la prima nave giace sbandata su di un fianco, quasi coperta da un nugolo nero ed oleoso. Qui invece l'altra affonda in pochi minuti! Ci avviciniamo un'altra volta ad essa. L'acqua è salita già fino alla mezzanotte; il mare lambisce avidamente lo scafo fracassato, la cui prua emerge dalle onde ottuse ed oscura. L'oceano brilla plumbeo e vorace. Poi tutto si sprofonda in un risucchio. Una chiazza bianca ribolle per qualche istante sullo sfondo grigio-azzurro e poi scompare: è la fine.

Un nuovo incontro

È ora di riguadagnare quota. Dopo tre minuti di ascesa ci ritroviamo fra le nubi dove i caccia non potranno più scovarci. La bruma lattiginosa ci toglie ogni visibilità; navighiamo per un lungo tratto orientandoci con gli strumenti...

«Una nave a 85 gradi!» L'ha scoperta il 2° pilota. Il cielo è nuovamente sereno e arrossato dal riverbero del sole tramontato.

Il mare è agitato. Quando siamo prossimi a raggiungere la nave scoperta, le luci del giorno stanno già per spegnersi.

Scendiamo descrivendo un'ampia curva. Amici o nemici? Per ogni eventualità ci prepariamo all'attacco.

Ma ecco che una stella s'innalza davanti a noi per ricadere dolcemente ad arco. Hanno lanciato un razzo: il segnale di riconoscimento stabilito. È un sommergibile tedesco!

Dal mare scuro vedo emergere soltanto la torretta che frange le onde. «State facendo la rotta giusta, quella che conduce laddove eravamo noi! Buona fortuna!»

Facciamo un giro attorno allo scafo. Il gruppetto di marinai sulla torretta agita berretti e fazzoletti.

Verso la base

La notte scende rapida; nel cielo brillano miriadi di stelle. Io sono seduto di dietro. L'apparecchio è completamente «oscurato». Il comandante ed il primo radiotelegrafista controllano sul tavolo, alla luce della lampada, per l'ultima volta il rilevamento della posizione.

È venuto il momento in cui si desidera che il rombo dei motori finalmente cessi. Ma noi siamo lo stesso di buon'umore. Talvolta ci sembra che qualcuno ci batta nella cuffia i brevi ritmi di una canzone. La stazione radio trasmittente tedesca ha appena finito di trasmettere il notiziario di mezzanotte, e ormai la costa è raggiunta.

Possiamo distinguere chiaramente l'ombra del nostro apparecchio, proiettata sulla sabbia.

Poco dopo incontriamo dei banchi di nebbia. Essi inghiottono la terra e vogliono renderci difficile l'atterraggio. Sento che il comandante chiede il primo «rilevamento» all'aeroporto. Esso viene dato e d'ora in poi lo sentirò tutti i minuti. Il nostro aerocampo dirige l'atterraggio.

La catena di luci lungo la pista è un poco offuscata, ma se ci affrettiamo potremo atterrare proprio in mezzo a due banchi di nebbia.

L'apparecchio tocca terra, si ferma...

Il silenzio con cui la terra ci accoglie ci sembra quasi irreale. I nostri motori tacciono. Nella notte siamo partiti, e ritorniamo pure di notte. Questo spazio di tempo racchiude però una lunga giornata, ricca di vittorie. Su un mare sconfinato abbiamo scoperto un obiettivo e l'abbiamo colpito: abbiamo coperto più di 4000 chilometri...



All'assalto verso l'ignoto

Il cronista di guerra del «Signal», Artur Grimm della PK, descrive nelle seguenti pagine la cooperazione dei carri armati, della fanteria e dei pionieri tedeschi

Fanteria e carri armati!

La stretta cooperazione di tutte le armi delle Forze armate è uno dei segreti dei successi tedeschi. La guerra dei partigiani condotta dai Soviet, ha reso ancor più stretta questa cooperazione. Il Comando germanico assegna dei fucilieri anche ai reparti avanzati dei carri armati, alle cosiddette punte corazzate. Durante l'avanzata, questi fucilieri si trovano generalmente a bordo di autocarri che seguono i carri d'assalto a breve distanza. Soltanto quando la punta dei mezzi corazzati s'avvicina ad un villaggio, questi fucilieri vengono fatti avanzare. Essi proteggono l'avanzata dei «Panzer» parando ogni sorpresa e specialmente le insidie dei partigiani, rastrellano le case sui cui tetti si sono appostati dei tiratori e cercano di prendere contatto con la fanteria nemica. È un gioco duplice ed emozionante: a volte i tiratori sono lontani nella estrema linea di fuoco, e soltanto l'eco delle fucilate ed i boati delle esplosioni annunciano ai carristi la lotta aspra e piena di abnegazione impegnata dai loro camerati; altre volte sono invece i carristi che si assumono tutto il peso della lotta, e le detonazioni lontane dei cannoncini dei carri d'assalto annunciano ai fanti le gesta dei loro carristi

Bulscevo, un villaggio a nord di Mosca, viene preso d'assalto.

La «punta corazzata» si arresta in tutta prossimità del villaggio; protetti dalle bocche da fuoco del carro armato di punta, i fanti penetrano nell'abitato. La loro lotta contro i partigiani nascosti è particolarmente dura, poiché il gelo rende impossibile lo scavo di qualsiasi apprestamento difensivo



In alto: Fanti, genieri e carri armati in lotta davanti a Mosca. Dove il tappeto di nevicamento effettuato dai Russi, devono cooperare anche i genieri con i loro attrezzi elettrici ed altri delle mine. A Bulscevo, tutte e tre le specialità d'armi collaborarono strettamente; i genieri liberarono il terreno dalle mine ed i carristi colpirono l'artiglieria nemica, appostata





rivela tracce del minia-
strumenti per la ricerca
fanteria scopri i par-
al margine del bosco

In basso: L'occupazione del villaggio è riuscita. Il carro d'assalto di testa ha ripreso il suo posto davanti alla formazione. Le batterie nemiche al margine del bosco tacciono ed i carri armati proseguono l'avanzata puntando su nuovi obiettivi, seguiti dai camerali di fanteria. Fotografie PK. del cronista di guerra Artur Grimm





In una ferriera tedesca. Una locomotiva da manovra in mezzo ad un nugolo di scintille crepitanti, esce dall'officina trascinando una capace caldaia piena di ferro incandescente

In einem deutschen Hochofenwerk. Umsprüht von knisternden Funken verläßt eine Werkslokomotive mit einem gewaltigen Kübel voll glühender Eisenmasse die Werkhalle

Fotografie: Dr Frass-Mader

Scorre l'acciaio

Stahl fließt

Istantanee di una grande fabbrica d'armi tedesca



Dopo l'apertura dell'alto forno. La massa incandescente dell'acciaio sgorga come oro liquido negli appositi recipienti. A destra: Luce magica della tecnica. Fuochi d'artificio di stelle e comete riempiono l'officina, quando scorre il metallo incandescente

Nach dem Abstich. Weißleuchtend wie flüssiges Gold strömt der Stahl in die bereitstehenden Pfannen. Rechts: Zauberlicht der Technik. Ein Feuerwerk von Sternen und Kometen erfüllt die Werkhalle, wenn das weißglühende Metall fließt



Strada incerta

NOVELLA DI HANNA KIEL

che stava sfiorando, e protendendo il busto, sollevando la gonna pieghettata con rapido gesto in modo che il giovane potesse scorgere uno dei suoi ginocchi e un lembo di coscia denudato, raggiunte il centro del locale e fece un bell'inchino al nuovo ospite che andò a sedersi a un tavolino libero,

viaggio. Essa lo fissò ad occhi spalancati come colpita da incantesimo. Trasse un profondo sospiro. «Come sarebbe bello, poter viaggiare...!»

I clienti del tavolino di fronte reclamavano la sua presenza. Con la punta della lingua s'innidò le labbra che sentiva



Nessuno parve notare la sua presenza. Soltanto tre giovani, che sedevano al tavolino dal quale la cantatrice s'era poco prima allontanata, l'osservarono con insistenza. Essa terminò di cantare, prolungando un acuto, e inviando baci a dritta e a manca. Siccome anche il forestiero applaudì, gli si accostò chiedendogli cosa desiderasse. Il giovane ordinò qualcosa da bere, soggiunse di recare una bibita che fosse anche di suo gusto. Un sorriso illuminò il viso della ragazza che si allontanò per ritornare quasi subito con una bottiglia verde-chiaro e con due bicchieri. La donna si appoggiò al tavolino, posò una gamba sulla sedia e ci sedette sopra. Con dita gracili e affusolate prese il bicchiere ch'egli le offriva, centellinò il liquido e iniziò un colloquio.

Era un forestiero di passaggio o si sarebbe trattenuto a lungo in quella città? Le rispose che stava effettuando un lungo

secche per un'improvvisa arsura, sorseggiò ancora una volta la sua bibita, posò il bicchiere sul tavolino e si diresse lentamente verso i clienti che l'avevano chiamata. Si accostò a uno di essi e affondò tutt'e cinque le dita in quei ciuffi castano-chiari. Si lasciò trarre sulle sue ginocchia, gli bisbigliò qualcosa all'orecchio e terminò baciandogli a lungo il lobo dell'orecchio, poi si liberò dalle mani di lui che l'avevano afferrata stretta per la vita.

In quell'attimo si decisero il senso ed il significato della serata per il giovane forestiero. Valeva la pena di tentare il giuoco? Sì, probabilmente esso sarebbe stato piacevole, se gli fosse riuscito di spegnere la fiamma che sembrava divampare nella testa di quel biondo giovinetto.

La musica riprese a suonare. La cantatrice, sempre a passo di danza, ritornò al suo tavolino e si sedette sopra una sedia

accanto a lui in modo da voltare le spalle ai tre giovani. Gli porse il bicchiere da riempire.

Volle sapere come si chiamava e a che cosa pensasse:

«Mi chiamo Volker— le rispose sorridendo senza saperne neppure lui il perché. E' il tuo amante quel giovane dai capelli castani, seduto là di fronte in mezzo a quei due?»

Essa assentì brevemente.

«Fai tutto quel che lui vuole? E' geloso? La ragazza sollevò le spalle e premendo le labbra dilatò la bocca.

«Geloso come un pazzo. Sono la sua prima avventura amorosa. Se sapesse che un altro mi ha abbracciata o anche solo sfiorata mi ucciderebbe.»

—E tu?»

—Io? Oh, io! — si piegò sul tavolo protendendo verso di lui il petto e le braccia. —Prendimi con te e portami via!

—Ma non so affatto se tu mi piaci. —

—Se ti piaccio mi conduci con te?»

Egli la fissò, quasi a frugarla fin nelle più intime fibre.

—E se dopo tre giorni sono già sazio di te... che succede?»

—Me ne vado. Te lo giuro. Non rimango nemmeno un'ora di più. Prendimi con te. Appena sarò lontana da qui...

—Musica! Musica! — richiesero a gran voce i tre giovani che sedevano dirimpetto. Musica vogliamo! Fuori la cantatrice! Noi paghiamo per sentirla cantare!

—Va, canta! — le disse Volker ridendo.

Rimasto solo egli pensò alla sua famiglia, alla gente alla quale era stato raccomandato egli parve di vedere i visi che avrebbero fatto vedendolo in quella compagnia. Questo pensiero lo divertiva.

La ragazza cantava un'indivoluta canzone popolare e terminò lanciando grida di giubilo.

—Bis! Bis! Bis! — gridarono i tre giovani. Anche le altre coppie parvero scosse da tanta giocondità e applaudirono come se quella voce non turbasse affatto la loro intimità, anzi tutt'al contrario.

La cantatrice scomparve un attimo nell'angolo dei musicanti e ricomparve col capo avvolto in un fazzoletto. Prese le due coeche e le tirò fino alla cintura trattenendole con le mani. Seivò quindi nel centro del locale a piedi nudi.

Cantò in falsetto; se ne va sola di notte, e nessuno è presso di lei, nessuno vuole accompagnarla?...

Con simulata ritrosia, abbassando le palpebre si rivolse verso colui che poco prima aveva dichiarato suo amante: egli balzò in piedi e cantando un «vengo» che faceva da ritornello alle sue parole le si mise al fianco. L'accompagnò, la seguì, fu l'ombra di ogni suo gesto, l'eco d'ogni sua parola: infine quando la canzone stava per terminare, le afferrò prima una mano, le cinse poi la vita e s'inchinò lievemente. Essa appoggiava le spalle e la testa contro di lui che la teneva stretta a sé quasi in un abbraccio amoroso, ed egli non si accorse lo sguardo di lei, celato dietro il fazzoletto, fissava di tra le ciglia sochiuse Volker e a lui rivolse il suo ultimo canto.

Quasi temesse che quel diabolico gioco stesse per finire, s'interruppe durante l'acordo finale, batté le mani, prese quelle di lui che le cingevano la vita e lo incitò a seguire il suo esempio, invitò tutti i presenti a cantare, a danzare:

— Qui, tutti! Avanti! Cantiamo, balliamo insieme! —

Continua a pagina 32

Aveva pensato di trascorrere l'inverno all'estero e di dedicare quel periodo di tempo allo studio delle meraviglie antiche e moderne. Durante il viaggio decise di fermarsi in una piccola ed antica città della quale aveva sentito decantare le bellezze, e gli sembrava quindi un dovere includerla nell'itinerario. Già durante il viaggio voleva raccogliere sensazioni e ricordi per conservarli nella propria anima e custodirli per sempre, gelosamente.

Si era ai primi di settembre. L'autunno si affacciava col suo mutevole volto: vento, sole e pioggia alternavano sorrisi, la rime e scudisciate. I giorni cominciarono ad accorciarsi: l'inverno si avvicinava a gran passo. Sulle strade, fiancheggiate da ampi portici, calava rapida l'oscurità. La tinta rossiccia dei muri che la sera rideva quasi violacei gli dava la sensazione del sangue e del vino, infondendogli nell'anima una vena di malinconia.

Egli aveva già visitato chiese e palazzi di quella città, aveva ammirato insomma tutte le meraviglie artistiche che gli erano state tanto decantate.

Aveva l'abitudine di cenare tutte le sere in un'osteria rinomata per i suoi vini prelibati. Una sera però, dopo una cena abbondante e succolenta, si sentì solo. Rimirò lentamente il bicchiere tra le dita e s'indugiò ad osservare i riflessi color rubino che si rifrangevano sul candore della tovaglia. Sollevò il bicchiere, guardò attraverso il cristallo: sì, effettivamente era solo. Provò acuta la mancanza di una persona con la quale scambiare sguardi e parole. Acutissima sentì la nostalgia di questo qualcuno e in pari tempo fu scosso come da un brivido di presagio. Non fu che un lampo, ma sufficiente a fargli sentire che in quella città c'era qualcosa, o qualcuno, che aspettava lui, lui solo.

Fece schioccare le dita. L'oste accorse premuroso. Conosceva naturalmente un luogo dove un giovane forestiero avrebbe potuto trascorrere qualche ora piacevole. Sì, certamente gli avrebbe indicato dove avrebbe potuto trovare ciò che cercava. Tutto ciò gli fece intendere mediante una mimica intelligente, con rapido ammicciare degli occhi pieni di furbria e con sorrisi colmi di compiacenza. Il giovane capì a volo le parole non pronunciate, ringraziò l'oste e senza porre indugio di mezzo si avviò verso quel dedalo di viuzze che il trattore gli aveva indicato. Il vicolo ch'egli doveva raggiungere era situato dietro altissimi palazzi antichi. Il popolino maldicente l'aveva soprannominato «via pia»: la strada della pietà caritatevole. Noncurante del cammino che stava percorrendo, non osservava nulla, era sicuro che il destino avrebbe guidato i suoi passi verso la mèta che gli era prefissa.

D'un tratto si trovò di fronte a un portone illuminato da una lanterna a olio. Una porta si aprì prima ancora ch'egli avesse lasciato ricadere il battente. Entrò in un ampio locale, privo di finestre, che in un tempo doveva essere stato un cortile. Lampade a olio pendevano dal soffitto, formato da grosse travi di legno. In fondo, contro la parete s'accatastavano delle botti, la cui esalazione fermentativa impregnava l'aria, intorbida la vista, quasi bastasse essa sola ad annebbiare la mente e a generare un senso di ebbrezza sottile.

I tavolini e le sedie erano per lo più disposti dietro le colonne del porticato: alcuni erano occupati da coppie amorose. Un uomo strimpellava sopra una specie di pianoforte accompagnato da un violinista che voltava le spalle ai clienti mentre una donna dalla voce argentina cantava una canzone sguaiata. Ondulando le anche, a mo' di danza, ella si allontanò dal tavolino



Alla stazione di Bou-Arfa. Gli Arabi sono giunti da lontano per ammirare il primo treno del deserto

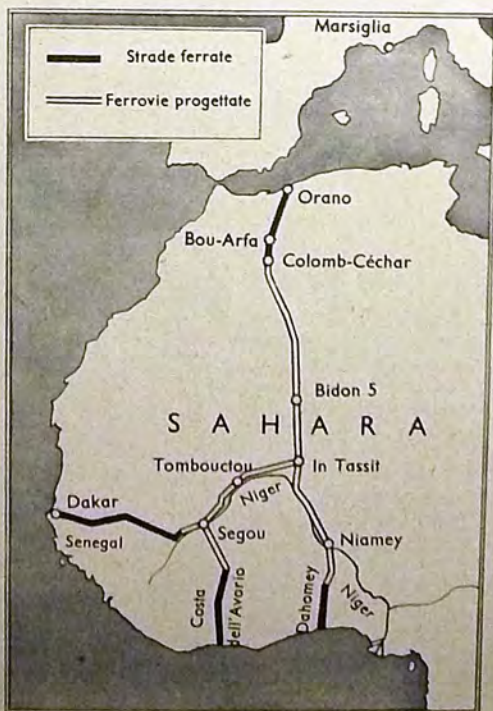
Auf dem Bahnhof von Bou-Arfa. Von weit her sind die Araber gekommen, um den ersten Wüstenzug zu bestaunen

Dal Mediterraneo al Niger: La «Transahariana»

Vom Mittelmeer zum Niger: Der „Saharier“



La Transahariana è composta per ora di due vagoni, azionati da motori Diesel, che usano solo la centesima parte dell'acqua necessaria alle locomotive a vapore di uguale potenza. I rifornimenti di carburante possono venire effettuati lungo la linea



Il Governo del Maresciallo Pétain ha fatto ultimare un tronco di 100 km. della grande ferrovia transahariana il quale congiunge Bou-Arfa sul lato orientale del Marocco, con Colomb-Béchar, al margine del Sahara. Il materiale ed i cantieri si sono già portati più avanti per continuare la costruzione della linea che avrà una lunghezza complessiva di 3450 km. La «Transahariana» è di massima importanza anche per l'Europa. Dopo la traversata del Sahara, essa si allaccerà alle strade ferrate già esistenti di Dahomey e della Costa dell'Avorio, e sarà destinata a far affluire dal Senegal (Dakar) al Mediterraneo le incommensurabili ricchezze dell'Africa Occidentale francese. Quando il tronco ferroviario del Sahara sarà terminato, il corso superiore del Niger completerà la rete delle comunicazioni dell'Africa occidentale

Fotografie Walter



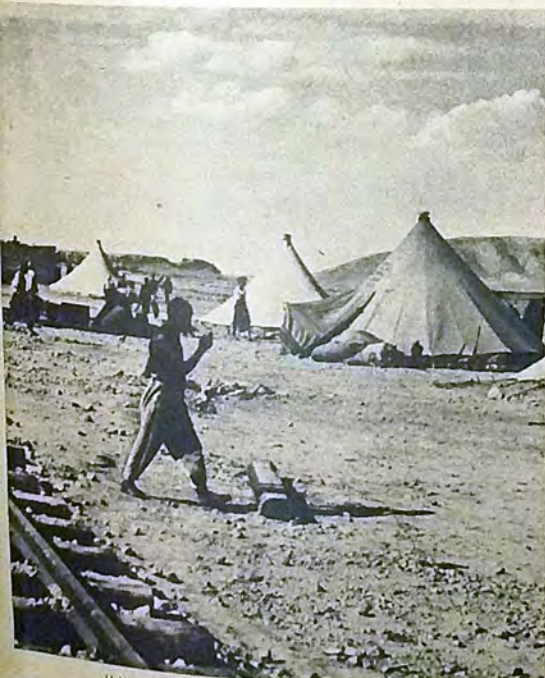
La rimozione di masse di terreno è necessaria solo nei tratti montuosi

Starke Erdbewegungen sind nur in den Gebirgstrecken notwendig



La posa dei binari procede alla velocità di 1 km al giorno. In basso: instancabili squadre di operai vivono in accampamenti lungo la linea

Die Gleislegung schreitet mit einer Geschwindigkeit von 1 km im Tag vorwärts. Unten: Die Arbeiter leben längs der Baustrecke in Zeltlagern



Il binario che posa su una massicciata è tracciato come una linea retta attraverso il deserto
Schnurgerade und unbehindert zieht sich die Strecke auf einem Steindamm durch die Wüste



Die Nachtigall der finnischen Soldaten

L'usignolo dei soldati finnici

In vorderster Front der ostkarelischen Ödmark sitzt mitten unter den Soldaten am Lagerfeuer eine junge finnische Frau und singt ein karelisches Lied. Es sind Sturmsoldaten der berühmten Jägerdivision des Obersten Raappana, und die Sängerin im kurzen Pelz der finnischen Lottas, die unter dem andächtigen Schweigen der kampfgestählten Männer ihren schönen Sopran vernehmen läßt, ist Martta Kontula, die „Nachtigall der finnischen Soldaten“. Eine zierliche Frau mit edlem, gleichmäßig geschnittenem Gesicht und braunen, lustigen Locken unter der Pelzkappe. Gattin eines bekannten finnischen Schauspielers und Konzertsängerin von Namen und Rang, ging sie mit Kriegsausbruch freiwillig an die Front, teilt mit ihren Soldaten alle Gefahren und Entbehrungen und zeigt im bolschewistischen Artilleriefeuer den gleichen Mut, dieselbe Unererschrockenheit wie ihre männlichen Kameraden. Sie lebt wie ein Soldat, fährt nicht



Martta Kontula canta la sua canzone preferita: «In custodia, in custodia, il mio cuore è in custodia...»
Martta Kontula singt ihr liebstes Lied: «In Verwahrt, in Verwahrt, mein Herz ist in Verwahrt...»

anders und nicht länger in Urlaub als alle finnischen Soldaten, und sie will doch nur eine wahre finnische Frau sein, die im heißumkämpften finnischen Urwald mit ihrem Gesang die Herzen ihrer Kameraden erquickern, aufrichten und froh machen will. Sie selber erzählt von ihren Erlebnissen:

... Mein Sinn steht nach dem Kreise der Soldaten: auf den Flugfeldern, in den vordersten Linien, bei der Artillerie und in den Infanterieregimentern. Ich ziehe durch dichte Wälder und weite Sümpfe, an den Abhängen der unwirtlichen Höhen entlang — im Auto, mit dem Pferde, zu Fuß. Es ist spannend, am Rande eines Sumpfes entlang zu gehen, und dabei zu wissen, daß am gegenüberliegenden Rande der sowjetische Beobachtungsposten steht. Es ist eigenartig, die abwartende Ruhe der ersten Linie zu fühlen, die auch nicht von einem spontanen Freudenausbruch unterbrochen werden darf, wenn ich plötzlich auftauche. „Guten Tag, Jungs!“, sage ich nach der Meldung beim Hauptmann. „Guten Tag, Martta!“, sagen die Männer und schmunzeln; der Hauptmann befiehlt „Rührt euch!“ — und bald beginnt unser Fest mit einem Marsch auf zwei Schifferklavieren. Dann singe ich meine schönsten Lieder...“

... Es geht mir oft so nahe, daß ich kein Mann bin und darum auch nicht mit der Waffe kämpfen darf. Aber etwas anderes darf ich, wenn die ausgelassenen Freuden des Gesanges und der Musik zu Ende sind: ich darf mit eigener Hand die Auszeichnungen an der Brust der tapfersten Soldaten befestigen. Dann bin ich so eifrig und gespannt, daß die Nadel in meinen Händen zittert und durchaus nicht durch den dicken Stoff der Soldatenbluse dringen will. Am liebsten möchte ich die kühnen Männer umarmen, doch ich wage es nicht, deshalb beglückwünsche ich sie nur ganz leise...“

Nell'ufficio del nuovo sindaco di una cittadina situata a cento chilometri da Mosca, il cronista di guerra del «Signal», Hanns Hubmann, ha fatto una singolare scoperta

«Io sono la nipote di Tschaikowsky...»

Fotografie: Hanns Hubmann

Una vecchietta avvolta in una logora pelliccia si presenta col suo passaporto alla podesteria per farsi notificare conformemente all'obbligo. Da questa modalità risulta che essa è l'ultima nipote di Tschaikowsky; sua madre era la sorella del celebre compositore russo. Fu la consorte del più grande e ricco specialista ferroviario della Russia zarista, von Meck, che venne giustiziato dai bolscevichi. Essa piombò così nella più profonda miseria, e ora saluta nei tedeschi i liberatori suoi e di tutti

«... Tre anni più tardi mi fu concesso di ritornare a Mosca, dove si credeva che io avessi nascosto in una cantina i favolosi milioni della famiglia von Meck...»



Strada incerta

Trascinate da quel richiamo caldo e irresistibile le coppie abbandonarono i loro rifugi nascosti dietro le colonne e raggiunsero il centro del locale. E la canzone ricominciò da capo: riprese il gioco delle domande e delle risposte. Tutti cantarono e danzarono eccitati, ridendo, ammiccando, sospirando: taluni tentarono di imitare la cantatrice e il suo compagno, altri, obliosi della loro dama, trascinati dalle parole eufemistiche, presi dal vortice del canto e della danza, presero la compagna di un altro scherzando con essa.

Il violinista suonava senza interruzioni, facendo gemere, ridere, fremere le corde del suo strumento che sembrava esso pure impazzito, la cantatrice passava frenetica dall'uno all'altro, a tutti sussurrando una parola, a tutti donando un sorriso; le coppie si guardavano e bisbigliavano come afferrate da un arcano misterioso, una di esse si fermò davanti a una porta vicino alle botti dove di tanto in tanto una delle coppie spariva, e i due si abbracciarono lungamente.

Anche Volker, pur stando seduto, cominciò a seguire con le spalle il ritmo della musica. Ammalato dalla voce della ragazza ci mancò poco che non le andasse incontro e, afferrato dall'ebbrezza e dal trasporto, non la stringesse a sé in presenza di tutti.

— Basta! Basta! — gridò una voce proveniente dal fondo.

L'oste che fino a quel momento non aveva mostrato di sé altro che l'ombra del suo capo grigio, balzò fuori dal banco della mesita e, abbracciandosi, gridò seccamente:

— Basta! Basta! —

Quella parola ruppe l'incantesimo.

La musica tacque. Le coppie si sparpagliarono. La cantatrice e il suo amico scomparvero in un angolo buio. Volker, turbato, si fregò gli occhi. Istantaneamente, come per rientrare nella realtà, afferrò il bicchiere con ambedue le mani e se lo portò alla bocca. Pensò: ora lo vuoto, pago e me ne vado — ma con gli occhi cercò la ragazza.

Il violino riprese a suonare. Quasi rispondendo a un richiamo essa ricomparve, ripettinata e incipriata di fresco.

— A richiesta particolare — mormorò. Cominciò a cantare senza guardare il forestiero. Si rivolse con ostentazione al giovinetto che se ne stava in un angolo appoggiato ad una colonna, si capì che cantava per esaudire un suo desiderio. Appena terminato di cantare, quasi si fosse ricordata improvvisamente di un'ordinazione fattale, si avvicinò al banco e recò al tavolino di Volker due bicchieri colmi di un liquido chiaro.

— Dove abiti? Dove dev'essere? — chiese con la massima tranquillità come se il loro precedente colloquio non fosse stato interrotto. — Posso venire fra poco. —

— Ti lascia venire? — obbietto Volker. — Tu devi andartene. Se tu te ne vai anch'egli scompare. —

— Allora ritorno qui? Ma come faccio a sapere s'egli non c'è più?

Essa rimase un attimo pensierosa. Meditava. — Appena se n'è andato spengo la lanterna del portone. —

Il vento sibilava scudisciando la pioggia. Volker camminò rasente i muri, voltò a sinistra illudendosi di trovare un riparo, ma raffiche di vento e di pioggia penetrarono anche in quel vicololetto; rapido raggiunse la

prima viuzza e voltò a sinistra di modo che si trovò di nuovo davanti a quella casa entro la quale scomparivano le coppie misteriose. Col cappello calato sugli occhi e il bavero del cappotto rialzato tentò di lottare contro l'inclemenza del tempo. Si riparò alla bell'e meglio appiattendosi contro il muro, ma invano. Scrutò il buio, quasi temendo di essersi ingannato. No, ecco, il portone della casa spalancava la bocca in un enorme sbadiglio. L'ingresso era scuro. La luce già spenta. Secondo i patti convenuti, la ragazza aveva promesso al giovinetto di raggiungerlo più tardi a casa sua, gioia che gli aveva sempre rifiutato. In tal modo



l'aveva indotto ad andarsene subito. Accompagnato l'amante e i suoi amici fino all'uscita aveva soffocato con lo spegnitoio la luce della lanterna ad olio. Vide un'ombra oscurare il volto di lui improvvisamente contrattosi e sentì il suo braccio stretto in una morsa.

Che cosa voleva dire quella luce spenta? Era forse un segnale? — Che idea! Essa spegnendo la luce voleva soltanto impedire che altri clienti entrassero nel locale. Voleva essere libera per recarsi da lui. Ma egli le gridava minaccioso che se avesse mentito... guai a lei! Rimase lì, fermo, piantato come un piolo.

— Voglio vedere cosa succede. Non sono persuaso — spiegò agli amici che lo guardarono stupiti. Volevano andarsene, ma egli li pregò di rimanere ancora cinque minuti.

Poco dopo, spinto dal vento, Volker si trovò quasi involontariamente davanti all'ingresso e, prima ancora che avesse avuto il tempo di mettersi al riparo, vide dinanzi a sé tre ombre umane.

Qualcuno gli intimò di fermarsi. In pari tempo scorse qualcosa levarsi contro di lui, non poteva distinguere se si trattasse di un bastone o di una lama. Sprofondò una mano in tasca ne trasse un'arma e non appena una delle tre ombre gli si fece incontro minacciosa, sparò senza esitare per intimorire l'aggressore.

Vide il gruppo abbassarsi, uno dei tre rizzarsi un attimo e vacillare. Fuggì.

Rifece di corsa a ritroso la strada già percorsa sul far della sera. Corse come impazzito, rasentando i muri dei palazzi, quasi appiattendosi nell'ombra. Attraversò in un baleno quella città inanimata, si allontanò dal labirinto di quei vicoli ove ora risuonavano grida d'allarme e di richiamo.

Corse lungo un muro altissimo e cupo, desiderando di esserne inghiottito. Fu lì lì per cadere. Qualcosa accanto a lui aveva

ceduto: non la casa non il muro, un breve varco, quasi invisibile all'occhio, dello stesso intonaco del muro, aderente ad esso. Era un ingresso che qualcuno distrattamente non aveva sprangato. Si trovò dentro. Richiuse quella specie di porta, salì una scala di pietra che si ergeva ripida come una scanalatura incisa tra le rocce di una cascata. Sporgendo le dita che teneva premute contro il corpo, sfiorava il muro.

S'arrampicò scalino per scalino. Sbuò in un piccolo pianerottolo, in un angolo a destra vide una porta. Percepì al tatto il legno levigato, il pomo metallico ben pulito e lucido, lo girò facendolo cigolare. La porta si aprì ed egli penetrò in una specie di angusta anti amera sulla quale si apriva un'altra porta a vetri.

Una tenda fu tirata da una parte. Scorse il riverbero di una fiamma balenare dall'interno.

— Harald, sei tu? — chiese una voce femminile. — Vieni qui! — la donna che aveva parlato era rientrata nella stanza, raccolse la gonna, si piegò sul camino e buttò sulla brace qualche grossa pigna.

Volker portò istintivamente la mano alla testa facendo l'atto di togliersi il cappello, ma esso non c'era più, l'aveva perduto correndo.

Con gesto macchinale si ravviò i capelli scomposti dal vento e dalla pioggia, varcò quindi la porta e la richiuse dolcemente, lasciò ricadere la tenda, fece un passo avanti e si guardò timorosamente intorno.

Le pareti erano fino a circa metà altezza rivestite di legno color cinerino, gli angoli erano smussati, a sinistra troneggiava un camino, a destra, dietro una tenda, doveva esserci una porta. In fondo, contro la parete, un ampio divano alla turca era già preparato per la notte.

La donna sbattè una mano contro l'altra per toglierne la polvere.

— Come mai così tardi? — chiese senza volgere il capo. Non udendo risposta si volse di colpo. Portò istintivamente un mano alla bocca quasi a soffocare un grido di spavento e fissò l'intruso con occhi spalancati.

— Mio Dio, e Harald? — balbettò — Che gli è successo? Dov'è? —

L'estraneo abbozzò un inchino.

— Mi chiamo Volker — disse inchinandosi nuovamente. — Non so nulla di Harald. Non lo conosco. — Lo sguardo di lei l'avvolse e parve frugargli l'anima. Incontrando le pupille ferme di lui abbassò le palpebre per risollevarle quasi subito. Gli puntò gli occhi addosso e i loro sguardi s'incontrarono, si urtarono, stettero immobili come attratti da una calamita. Le labbra di lei abbozzarono un sorriso, rispecchiarono quello di lui. Egli se ne stava con le braccia abbandonate e le spalle tese come succede all'assetato che sente sulle labbra arse la freschezza di un frutto succoso.

— Sì — mormorò egli con voce tenue quasi che ogni parola fosse superflua, ogni suono troppo sonoro — sì, un momento fa pioveva a dirotto, correvo perciò rasente lungo il muro, allorché d'un tratto una porta si aprì e... ed eccomi qui... Non saprei neppure io spiegare come mai mi trovo qui. —

Egli non udì ciò che la sua bocca diceva, guardava la donna che aveva appoggiato un braccio sul piano del caminetto. I suoi capelli spartiti in due bande formavano un grosso nodo sulla nuca. Il lungo vestito la faceva sembrare più alta.

Ella desiderava certamente caricarsi, egli doveva quindi andarsene. No, no, egli

doveva prima di tutto asciugarsi, togliersi il pastrano fradicio, riscaldarsi, sedersi un po' accanto a lei e raccontarle di dove veniva. La sua pronuncia le faceva capire ch'era forestiero.

Ella sedette accanto al fuoco su una poltrona che doveva essere certamente il suo posto preferito e gli additò una sedia vicino a lei.

Prima ancora ch'essa avesse piegato le ginocchia per mettersi a sedere, prima ancora che Volker si fosse levato il pastrano, risuonarono nella corte dei colpi violenti, dei richiami, poi l'eco di passi pesanti su per le scale, infine una voce intimo aspramente:

— Aprite, in nome della legge! —

Con gesto macchinale Volker si portò due dita al collo, si sentiva soffocare. Con parole mozzate confessò che poco prima aveva attaccato briga con tre individui che lo avevano aggredito e per parare un colpo aveva sparato. Certamente l'avevano inseguito. Non gli restava che rimettersi cecamente nelle sue mani. Essa doveva decidere. Che cosa doveva fare? Scompare o rimanere?

— Rimanere e nascondersi — rispose essa senza esitare. Insinuò due dita tra le colonnine del camino, e una porticina, invisibile all'occhio nudo si aprì come per incanto, silenziosamente. Gli offrì quel nascondiglio.

Nel varcare la soglia le sue mani sfiorarono per la prima volta quelle di lei che indietreggiò rapida di un passo.

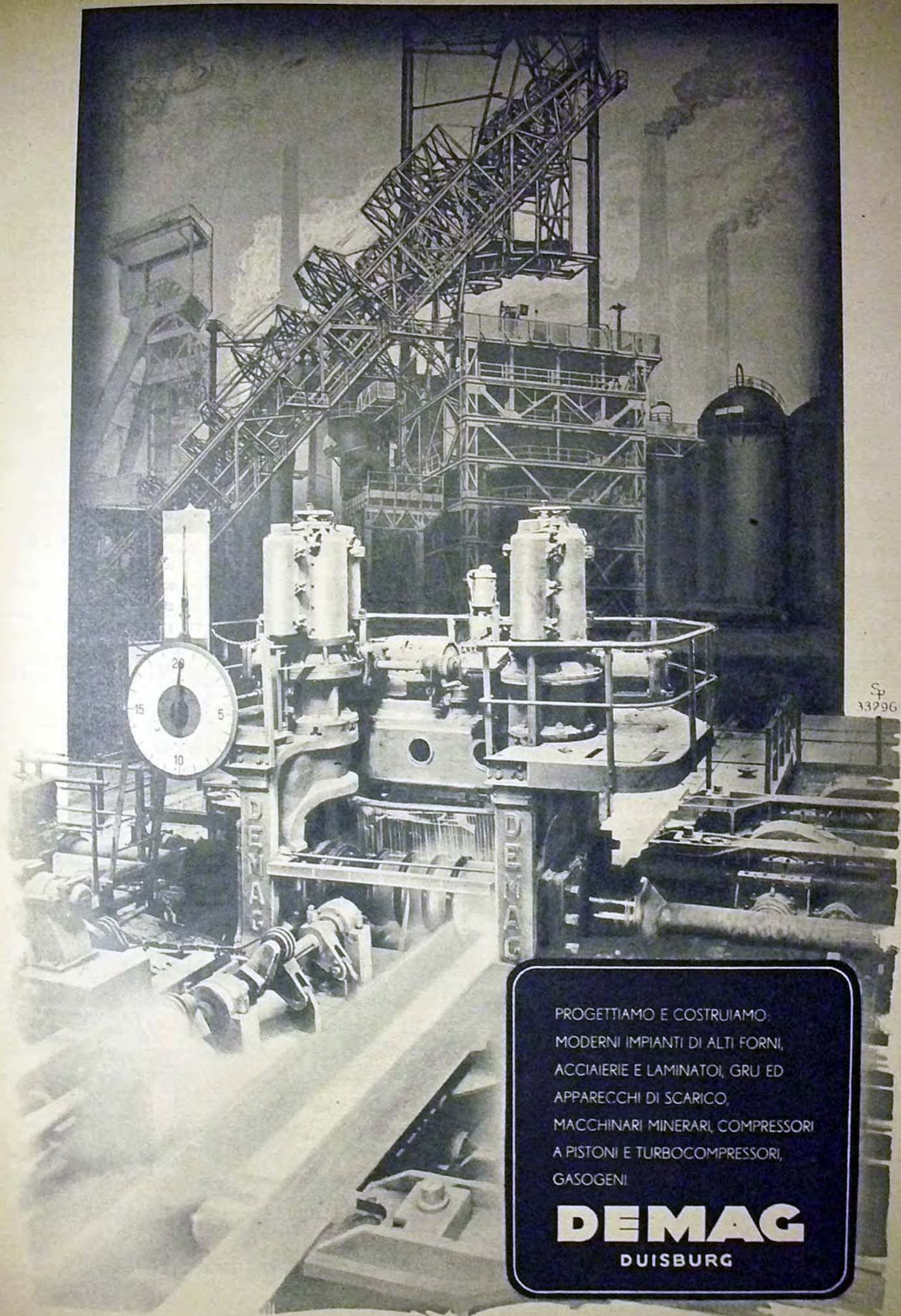
Lo spazio nel quale egli si rifugiò non era un armadio com'egli aveva creduto, ma una specie di bugiattolo che serviva da spogliatoio. D'ambo i lati pendevano dei vestiti, in fondo, di fronte alla porticina ch'ella si era affrettata a richiudere, c'era uno sgabello imbottito. In alto doveva esserci un ventilatore, poichè entrando egli aveva percepito l'umido odore della pioggia frammisto al profumo degli abiti. Egli palpò le stoffe, le sue dita fremmenti indugiarono fra le sete, morbide e lucide, abbracciò quelle



spoglie vuote, bramando con intensità quasi dolorosa di stringere a sé il corpo vivo della donna. Attirò a sé un abito dopo l'altro, sollevò le maniche e se ne fasciò il collo. Parlò, come incosciente, formulò tutte le domande che non poteva rivolgere alla creatura che pur essendogli vicinissima era separata da lui da una parete di legno.

Chi era Harald? Chi era l'uomo del quale essa si preoccupava? Era suo marito?

continua a pagina 41



Sp
33796

PROGETTIAMO E COSTRUIAMO:
MODERNI IMPIANTI DI ALTI FORNI,
ACCIAIERIE E LAMINATOI, GRU ED
APPARECCHI DI SCARICO,
MACCHINARI MINERARI, COMPRESSORI
A PISTONI E TURBOCOMPRESSORI,
GASOGENI.

DEMAG
DUISBURG

Solidarietà?

Come gli Inglesi si preoccupassero della solidarietà della razza bianca, ce lo dimostra questa

attestazione neutrale

riferentesi alla guerra mondiale, edita a Zurigo nel 1916 presso Orell Füssli e pubblicata dal prof. dott. A Ferel (non può quindi essere sospetta come propaganda tedesca). Il medico svizzero dott. Häberlin affermò per esempio sotto il vincolo del giuramento:

„Maka, luogo di mia residenza nel Camerun, venne occupata dagli Inglesi il 1. ottobre 1914. Non fu possibile rimanere lì perché gli Inglesi sparavano su noi civili. Durante lo sbarco del 27 settembre si venne a sapere che gli Inglesi facevano condurre via i bianchi dagli indigeni, cioè dai soldati come pure dalle bande prezzolate, e che li esponevano ai più brutali maltrattamenti. Io fuggii perciò con la moglie e col bimbo. — Fui fatto prigioniero e mi condussero avanti con le truppe, sebbene non potesse sussistere alcun dubbio circa la mia nazionalità. — Digiumi, dormivamo all'aperto. — A Duala fummo derubati di tutto il denaro meno 100 marchi. Il comportamento degli Inglesi nei confronti dei Tedeschi e dei neutrali era senza eccezione, scandaloso. Le donne venivano vigilate notte e giorno da soldati inglesi negri, con la baionetta inastata, per modo che era loro quasi impossibile spogliarsi inosservate. L'11 dicembre 1914 gli Inglesi hanno fatto salire a Manbellion cinque donne e due bambini su un vagone ferroviario. Il vagone era privo di freni ed alla presenza di un ufficiale inglese venne avviato su un forte pendio: raggiunte subito la velocità di un treno diretto, correndo in direzione di un ponte che era stato fatto saltare. Poiché le donne sapevano che i ponti erano distrutti, si gettarono dal vagone fra Manbellion e Manengole: l'ultima donna col suo bimbo subito dopo la stazione di Manengole. Per puro caso nessuna rimase uccisa o si ferì gravemente. Una donna si ruppe nella caduta i denti incisivi, mia moglie aveva una profonda ferita alla testa. Il vagone deragliò fra Manengole e Manengoteng.»

Questo è uno degli innumerevoli esempi che si possono citare sempre dalla stessa fonte. I negri furono istigati a frustare i tedeschi con lo staffile, ad ammanettarli ed a costringerli a lavori obbrobriosi. Questa era in realtà la solidarietà occidentale di stile inglese.

Al confronto, tornerà invece sempre a grande onore dei Giapponesi il modo con cui essi trattarono i prigionieri di guerra tedeschi che caddero nelle loro mani a Tsingtau, dopo un inutile quanto valoroso combattimento. In merito a questo trattamento basta menzionare il fatto che dopo la guerra molti di questi prigionieri rimasero spontaneamente in Giappone, oppure vi ritornarono. Parecchi studiosi e conoscitori tedeschi del Giappone hanno imparato a conoscere ed apprezzare questo paese durante la loro prigionia. Una solidarietà della razza europea non esisteva, bensì quella della gente per bene che stima l'uomo anche nel vinto inerme.

Ora che l'acqua giunge alla gola degli Angloamericani essi fanno appello alla solidarietà occidentale. Dov'era essa quando l'acqua giungeva alla gola dino i Tedeschi, dopo la guerra mondiale? Allora furono inviate sul Reno truppe di occupazione di



Il Capo del Governo portoghese, Ecc. Salazar, visita l'Esposizione di Architettura tedesca a Lisbona. Alla sua destra l'Ambasciatore germanico von Hoyningen ed il professore Albert Speer

Fotografie: Leopold Fiedler
Luce-Atlantic

Il Generale d'Armata Ettore Bastico, Governatore generale della Libia e Comandante delle truppe italiane dislocate nell'Africa del Nord



Ufficiali italiani e tedeschi delle truppe combattenti nell'Africa del Nord, vennero invitati dai notabili arabi ad un trattenimento amichevole



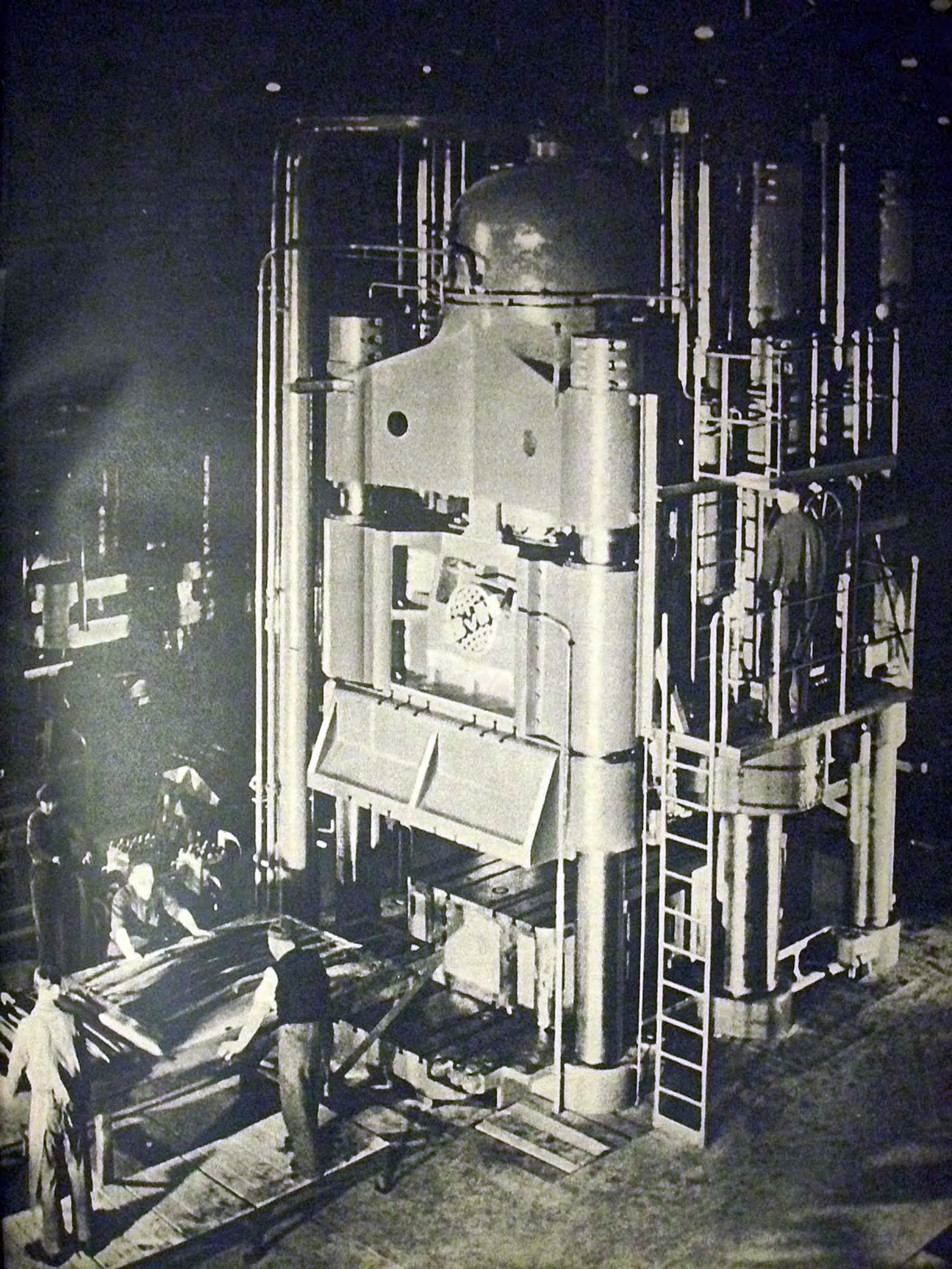
colori e gli Inglesi e gli Americani assistettero impassibili ai violentamenti di donne tedesche perpetrati da quei figli negri. Dov'era la solidarietà occidentale quando dopo la guerra l'Inghilterra precluse le sue colonie ed i suoi domini all'immigrazione proveniente dalla sovrappopolata Germania? Nel 1927, lo scrivente ha avuto occasione di osservare personalmente come gli emigranti tedeschi venissero trattati al pari dei lebbrosi e rinchiusi nelle cantine dei grandi edifici amministrativi della Canadian Pacific a Liverpool, per essere poi, dopo lunga attesa, caricati su autocarri e trasportati a bordo di piroscafi.

Dovevano compiere sotto coperta la traversata fino al Canada e venivano poi inviati stipati su treni speciali, nelle provincie occidentali per sopprimerle alla mancanza di lavoratori agricoli. L'Australia e la Nuova Zelanda ostacolarono fino ad oggi pressoché completamente l'immigrazione tedesca, sebbene l'incremento apportato dai colonizzatori e pionieri germanici non possa venir cancellato dalla storia australiana. Una solidarietà europea non è mai esistita nell'Impero mondiale britannico. L'Australia non volle mai divenire europea, bensì rimanere esclusivamente inglese. A suo gran danno, essa raggiunse i suoi fini: l'Australia rimase spopolata! Ciò le tolse il diritto di arrogarsi un tenore di vita privilegiato — non giustificato da nessuna reale prestazione — fra i più popolati territori del mondo, solo perché in quel paese si parlava la lingua inglese. Se l'Inghilterra va oggi incontro alla sua rovina, questo succede perché essa non ha mai sacrificato nemmeno un solo pensiero alla solidarietà europea; se oggi o prima essa ne fece cenno, intendeva unicamente gli interessi inglesi. La lotta per una genuina solidarietà occidentale viene oggi sostenuta dalle potenze che combattono contro l'inumano bolscevismo, in primo luogo dalla Germania, e quella per la solidarietà asiatico-orientale, dall'unica potenza che possiede la forza necessaria per cacciare dall'Asia le potenze estranee, cioè dal Giappone.

Se l'America deve essere riservata agli Americani, in base alla troppo spesso manomessa dottrina di Monroe, tanto più l'Europa dev'esser riservata agli Europei e l'Asia agli Asiatici. Solo così la solidarietà ha un senso. A.E. Johann

Il tilano d'acciaio. Milioni di braccia tedesche continuano instancabilmente la loro opera per raggiungere un sempre maggiore potenziamento degli armamenti germanici. Ora, gli operai e le operaie tedesche vengono aiutati da un nuovo camerata di lavoro, il più potente « lavoratore » dell'industria bellica che esista al mondo: una pressa idraulica che con le sue mani d'acciaio comprime e lorgia i materiali greggi plasmandone patli per la costruzione d'aeroplani. Questa possente macchina produce una pressione di 8000 tonnellate che corrispondono al peso di 100 vagoni-ristorante di un treno moderno. Per azionare gli artilgi giganteschi del tilano e per ottenere questa pressione di 8000 tonnellate sono necessari tre motori che sviluppano una potenza complessiva di 300 cavalli. La pressa stessa pesa 375 tonnellate e per l'impianto di essa fu necessario provvedere a lunghi e difficili lavori di fondamentazione. Le sue dimensioni — ha un'altezza di oltre 9 metri — richiesero la costruzione di una sala apposita

Foto: Henschel-Flugzeugwerke





Nell'ombra della foresta vergine. Immense sono le foreste vergini della Thailandia. Palme e bambù predominano nella vegetazione lussureggiante.



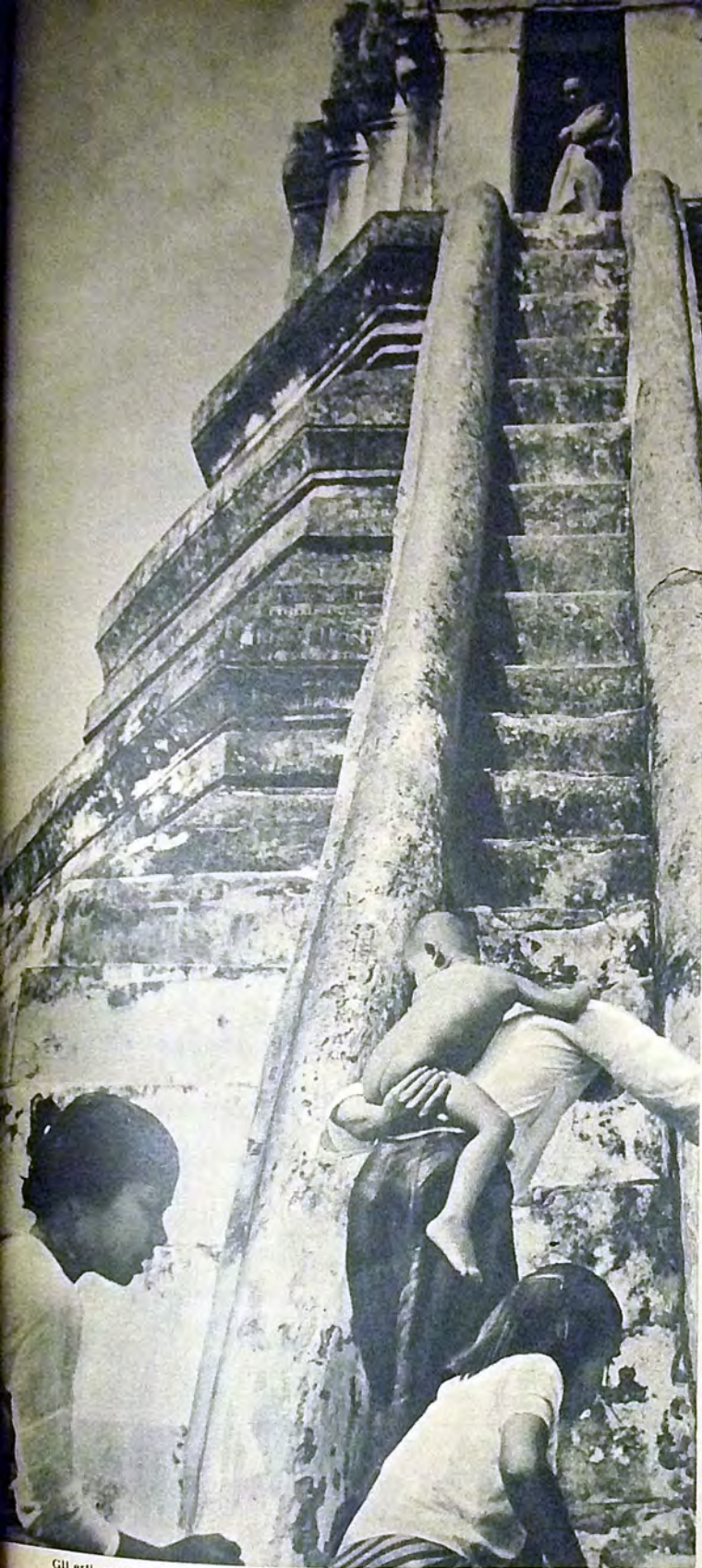
In un teatro di varietà a Bangkok. Modesta è l'arte di questa piccola danzatrice thailandese in cui rivela l'influsso europeo, ma il suo delicato e flessibile corpo e la squisita e commovente mimica con la quale danza, affascina gli spettatori.



Ufficiali thailandesi. Negli ultimi anni le Forze armate furono modernizzate e fortemente potenziate. Già nel 1939 il 25% del bilancio preventivo venne destinato agli armamenti del paese.

LA TAILANDIA

Nel 1939 i Siamesi decisero di mutare il nome del loro Paese, denominandolo «Thailandia», ovvero «Paese degli uomini liberi». Tale decisione sintomatica di dimostra il consapevole e forte carattere di questa Nazione, la quale, come unico popolo asiatico posto tra l'Iran, l'Afghanistan ed il Giappone, è riuscita a sottrarsi al gioco



Gli erti gradini che portano all'orma di Buddha. Il tempio di Nakhon Patom è alto 115 metri. Una minuscola cappella alla sommità custodisce le sacre orme del grande Buddha. Solo pochi fedeli riescono a scalare l'erta salita per chinarsi dinanzi alla reliquia



Questo paese rigoglioso di bambini stupisce ognora l'europeo. Il thailandese ama e cura i suoi bambini con grande passione, essi sono ben nutriti, giocondi e ben temprati. Fotografie: Leopold Fiedler

delle potenze occidentali. Fino al 1932 il Siam fu una delle ultime monarchie assolute del mondo, retta dall'anno 1782 in poi dai discendenti della Dinastia dei Chatri.

Sopravvenne quindi la rivoluzione nazionale. Il popolo dei Tai assunse il potere e la Dinastia fu con garbo, ma decisamente rele-

gata nell'ombra. Un Principe reggente, in sostituzione del giovane Re Ananda Mahidol presiede il Governo, che cerca di trasformare il popolo thailandese in una Nazione moderna. Un'organizzazione giovanile per entrambi i sessi, la «Yuvatscion» e la «Yuvanari» basate sul piedistallo di un moderno sistema scolastico obbligatorio,

mira a superare d'un balzo la secolare formazione statale orientale-autocratica, sostituendola con un sistema nazionale moderno del secolo XX.

Bangeok, la capitale, offre così il quadro di una vita civile che si trasforma rapidamente, mentre la classe lavoratrice del fecondo e vasto territorio, il contadino coltivatore del

riso, rivolge solo lentamente la sua attenzione — distogliendola dagli abissi eterni di un lontano mondo buddista — ai compiti della civilizzazione e tecnica moderna. L'improvvisa partecipazione della Thailandia alle vicende della nuova guerra mondiale affretterà precipitosamente questo sviluppo.

Europäische Länderkämpfe

Partite internazionali europee

„Signal“ plaudert vom Fußball in Kriegszeiten

Il pallone è il miglior interprete. Così definì a suo tempo un giornalista la poliglotta squadra continentale, per fugare il sospetto di un'impensabile intesa in questa formazione artificiosa, nella quale ognuno parlava solo la sua madrelingua. Nel 1938 la Federazione calcistica internazionale anticipò nel campo sportivo, con la formazione della squadra continentale, l'unificazione europea. In essa giocavano gli italiani a fianco dei tedeschi, i francesi a fianco degli ungheresi, norvegesi e belgi. Il pallone fu realmente il miglior interprete. Nel periodo 1940-41, nonostante la guerra, la squadra tedesca sostenne più incontri internazionali che in molti anni di pace. Molte altre nazioni hanno pure svolto una forte attività sportiva. I nuovi Stati, la Slovacchia e la Croazia, furono specialmente grati al Reich, che li ha subito inclusi nella collettività sportiva europea. Gli Stati europei, nei quali il gioco del calcio è praticato tuttora, comprovano che in questi paesi la vita sportiva, sotto la protezione degli eserciti alleati, si svolge indisturbata fino nei più remoti villaggi.

Der Ball ist der beste Dolmetscher. So verteidigte seinerzeit ein Journalist die vielsprachige Kontinent-Fußballmannschaft gegen den Verdacht, man würde sich in diesem künstlichen Gebilde, wo beinahe jeder nur seine Muttersprache kennt, nicht verstehen. 1938 nahm die FIFA, der Fußballweltverband, mit der Bildung dieser Kontinentelf gleichsam sportlich die Einigung des Festlandes vorweg. Da wirkten Italiener neben Deutschen, Franzosen neben Ungarn, Norwegern, Belgiern; die Spanier hinderte nur der Bürgerkrieg, auch eine ihrer Fußballgrößen zu schicken.

Der Ball war tatsächlich der beste Dolmetscher. Das Wort gilt auch im übertragenen Sinne. Im letzten Weltkrieg keimte der Sportgedanke erst. Man hätte Länderspiele als Spielerei empfunden. In diesem Völkerkriege aber erfüllt der Sport seine Sendung als Freundschaftsstifter. Als die deutsche Mannschaft im Frühjahr 1941 in die

Schweiz reiste, tuschelten dunkle Gestalten vor dem Spiel von Protest und Demonstration. Kaum je schlug den deutschen Spielern so warmer Beifallsjubel zum Gruß entgegen wie an jenem Apriltag dort droben im schönen Berner Stadion. Deutschland verlor; die Schweiz siegte im freudigen Rhythmus des leidenschaftlichen Chorrufes „Hop Schwyz! Die deutsche Mannschaft erlebte das gleiche Schauspiel fußballerischer Verbrüderung mit Zehntausenden von europäischen Menschen im Herbst 1941 in Stockholm. Als sich der dänische Schiedsrichter einmal zugunsten der Schweden irrt, piffen die Zuschauer und verlangen empört das Recht für die Gäste. Rauschender Beifall tröstete uns für die Niederlage gegen einen klar überlegenen, prachtvoll zügel und flüssig spielenden Gegner. Am nächsten Tag kündete eine Zeitung in gewaltigen Blockbuchstaben: „Der schönste Fußball, der je in Rasunda gezeigt wurde.“

Kleinmütige Gestalten meinen oft, große Staaten dürften sich im Fußball nicht von kleinen schlagen lassen. Müßte dann nicht China alle Rivalen zweistellig besiegen? Nein, gerade das gibt den Länderspielen den ewigen Reiz, erst recht jetzt im Krieg; nicht äußere Macht, sondern innerer spielerischer Wert entscheidet sie. Die kleine Schweiz, deren Einwohner in Berlin Platz fänden, krönte sich 1939, in bald einem Dutzend Treffen ungeschlagen, als inoffizieller Europameister. 1941 frohlockte Dänemark über seine unbesiegbaren Fußballer. Sie schlugen dasselbe Schweden, dem Deutschland kurz zuvor unterlegen war, es kehrte aber auch aus der unmittelbaren Dresdner Machtprobe mit dem mächtigen Nachbarn mit einem „1:1“ heim. Die älteren Dänen fühlten sich in die Zeiten

Una visione dell'emozionante incontro Germania - Svizzera del 20 aprile 1941

Ein Bild vom schönen Kampf Schweiz-Deutschland am 20. April 1941



versetzt, da Dänemark des Kontinents erste Fußballgroßmacht war, vor rund 30 bis 40 Jahren. Die kleineren Nationen können im Sport groß sein; wenn die Deutschen oder die Italiener gegen Ungarn im Fußball verlieren, erscheint das dem Kenner keineswegs sonderbar. Ungarische Trainer lehren Fußball auf dem ganzen Erdball. Und als es der deutschen Nationalmannschaft im Frühjahr 1941 glückte, diese Ballzauberer 7:0 zu schlagen, glaubten viele im Ausland an einen Druckfehler.

Fußball hat in Europa seine eigenen Gesetze. Müßte man nicht Italiens, Spaniens, Portugals, des Balkans Fußballzuschauer für die leidenschaftlichsten der Alten Welt halten? Sollten hingegen im strengen Norden unseres Erdteils die Fußballbesucher nicht kühl, wortkarg und mit kaum beschleunigtem Puls die Erregungen eines Länderspiels an sich herankommen lassen? Wir wetten aber, daß ein friedlicher Fallschirmgast, der in Stockholm oder in Rom oder in Barcelona oder in Kopenhagen aus unbekanntem Himmel bei einem Länderspiel landete, beim besten Willen nicht unterscheiden könnte, welch Sprachgetöse ihn empfängt... Stockholm hält sogar unbestreitbar einen Rekord: nirgendwo in Europa organisieren sich die Sprechchöre so straff und dröhnend wie dort. Sie haben ihren eigenen megaphonbewaffneten Sprechchor-Komponisten.

Die skandinavischen Menschen sind groß

gewachsen. Skandinavien Fußballhelden von 1941 aber waren Liliputaner. Der Däumling Garvis Carlsson schoß drei der vier schwedischen Tore gegen Deutschland (4:2), im Nahkampf mit dem vielleicht besten Außenläufer der Welt Kupfer.

Die deutsche Mannschaft stellte sich 1940 und 1941 häufiger zum internationalen Treffen als in vielen Friedensjahren. Sie siegte öfter als in manchen ruhigen Zeiten. Mit besonderer Freude dankten die neuen Staaten Slowakei und Kroatien dem Reich, daß es sie auch im Sport sogleich einbezog in die europäische Gemeinschaft. Voll Stolz entsandten sie ihre jungen Einheiten nach Breslau (0:4) und Wien (1:5). Nicht die Resultate erschienen uns hier als das symbolisch Wichtige. Fern einer billigen Propaganda dokumentieren vielmehr die fußballaktiven Staaten Europas, daß in ihren Ländern das Sportleben weiterpulsiert, bis hinab in die kleinsten Zellen der Dorfvereine, unter dem Schutz der verbündeten Streitmächte. Mit Spaniens Leben blüht auch sein berühmter Fußball wieder auf.

Im Frühjahr 1941 fragte die Fachwelt: ist die deutsche Mannschaft mit dem „Wirbelsturm“ nicht gar stärker als früher? Um so ruhmvoller empfand man die Erfolge, die ihre Gegner im offenen Wettstreit der Nationen davonzogen. Schon formte sich ein ansehnlicher Spielplan europäischer Länderspiele für 1942. Dr. Friedbert Becker

A destra lo svedese Garvis Carlsson, durante la partita Germania-Svezia del 5 ottobre 1941 a Stoccolma. Carlsson violò durante questo incontro ben tre volte la rete avversaria!

Rechts der Schwede Garvis Carlsson im Spiel Schweden-Deutschland am 5. Oktober 1941 in Stockholm. Carlsson schoß in diesem Spiel 3 Tore!

Fotografie: Schürer (2)



Rosso, verde e giallo

Rot, Grün und Gelb

Della passione dei lap-
poni per i colori vivaci

I lapponi della Svezia settentrionale amano i colori vividi. Non vedrete nessun berretto lappono senza la sua grande nappa di lana rossa, nessuna giacca verde senza i fiocchi gialli e rossi. E, per di più, una sciarpa colorata! I colori rosso, verde e giallo spiccano pure sulle modeste ma calde pellicce di pelle di renna. L'uomo della tundra guarnisce di rosso, verde e giallo la bianca monotonia del suo inverno e la sua estate verdeggia

Die Lappen Nordschwedens haben das Bunte gern. Keine Lappenmütze, die etwas auf sich hält, ohne große rote Wollquasten, kein grüner Rock ohne die gelben und roten Troddeln. Ein bunter Schal dazu! Rot, grün und gelb leuchtet es auf den unscheinbaren, aber warmen Pelzen aus Rentierfell. Mit Rot, Grün und Gelb verbrämt der Mensch des hohen Nordens die weiße Eintönigkeit seines Winters und den graugrünen Sommer



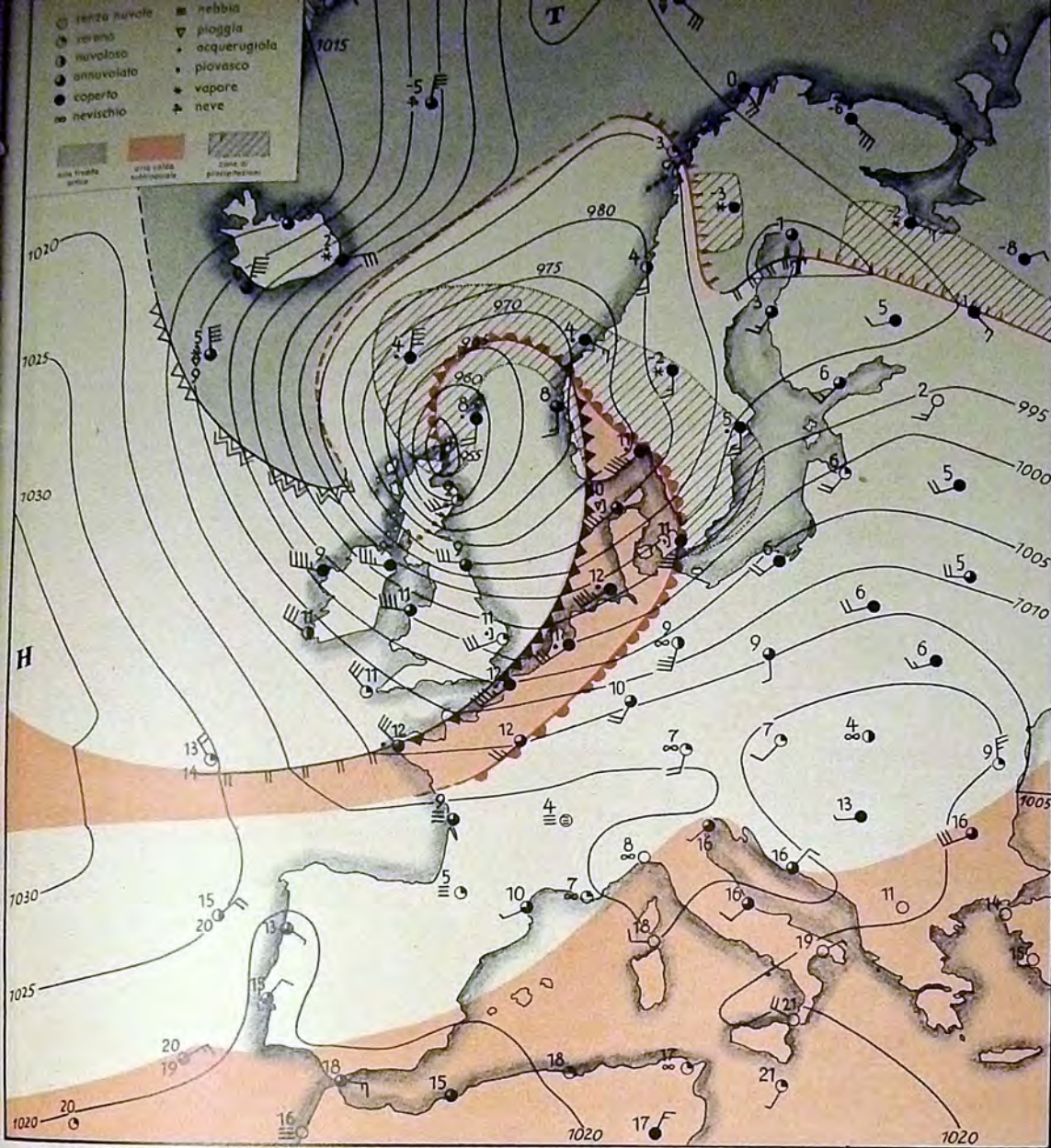
Volto rude e colori vivaci: la lotta per l'esistenza del lappono è dura, ma la sua gioia di vivere trionfa sempre

Hart das Gesicht und bunt die Farben: Der Lebenskampf des Lappen ist schwer, doch die Lebenslust triumphiert

Fotografie:
Algard-Stoccolma

Un gradito ospite del Mezzogiorno sotto la tenda lappona: un bel motivo per il fotografo

Ein willkommener Gast aus dem Süden im Lappenzelt: das muß im Bild festgehalten werden



Cartina del servizio meteorologico del Reich, del 19 Ottobre 1935. Le cifre segnate a fianco di ogni località indicano la temperatura espressa in gradi Celsius, le frecce la direzione del vento; le linee delle frecce la forza del vento. Sulla Manica, per esempio, il vento raggiunge l'intensità 9 (66-77 chilometri all'ora). Le località con uguale pressione atmosferica sono congiunte da linee grosse (isobare). Per la compilazione di questa carta ci si è serviti di circa 12.000 singole osservazioni raccolte da oltre 500 osservatori europei. Da questa cartina, da noi tradotta con indicazioni comprensibili a tutti, nella tavola colorata, il meteorologo rileva tutti i dati della situazione meteorologica che lo possono interessare

seguito ad improvvise rarefazioni atmosferiche all'esterno.

L'ulteriore sviluppo del servizio meteorologico continentale è perciò un compito europeo: le maglie della rete dei drappelli esploratori debbono divenire più fitte, affinché i minacciosi mutamenti meteorologici possano venire tempestivamente riconosciuti, e, i territori esposti al pericolo, preavvisati a tempo debito.

Gli scienziati italiani e tedeschi — un secolo e mezzo fa — furono i primi a riconoscere questo compito europeo e a tradurlo energicamente in atto. L'Accademia fiorentina del Cimento faceva già allora eseguire, contemporaneamente in più luoghi, osservazioni meteorologiche; in Italia, ad Innsbruck, ad Osnabrück ed a Varsavia. L'Istituto meteorologico del Palatinato, fondato a Mannheim nell'anno 1870, distribuiva già allora strumenti esattamente controllati a 39 osservatori meteorologici, i quali erano sparsi in quasi tutti i paesi europei: solo l'Inghilterra non aveva accettato!

Fu uno scienziato tedesco, Alessandro von Humboldt, a compilare nel 1817 la prima carta raffigurante la distribuzione del calore sulla Terra ed a propugnare per primo, con l'autorità della sua fama mondiale, una sovvenzione statale delle ricerche meteorologiche.

Contemporaneamente il fisico tedesco Brandes di Breslavia compilò le prime carte isobare, nelle quali i luoghi aventi una medesima pressione erano congiunti con delle linee, le „isobare“, usate ancor oggi in tutte le carte meteorologiche. Il meteorologo tedesco Mahlmann propose, per primo, nel 1842 di utilizzare nel servizio delle previsioni meteorologiche l'allora appena scoperto telegrafo elettrico.

Sino a quando ogni messaggio ed ogni avvertimento dell'uomo seguivano a passo di lumaca le bufere e le tempeste, le grandinate e le ondate di freddo, non era certo possibile organizzare una previsione me-

Il tempo in Europa

L'Europa è una terra ricca e nel futuro lo sarà più ancora, ma giamaì la sua ricchezza deve indurla a sprecare i suoi tesori, ad esporre, inerte, alle insidie meteorologiche la vita, la salute ed i beni di 500 milioni di abitanti. Essa deve, ugualmente, prevenire dalle sorprese della tempesta e della nebbia i suoi piroscafi ed il suo traffico aereo tutelare la vita dei pescatori norvegesi di aringhe e dei cacciatori tedeschi di balene: si tratta di proteggere le immense distese di grano dell'Ucraina o di sottrarre le mandrie delle paludi settentrionali germaniche dalla minaccia della grandine e dagli improvvisi abbassamenti di temperatura. Si tratta di preservare dal gelo distruttore le viti della Francia, i tralci sul Reno, sul Meno e sul

Danubio, gli orti dell'Olanda, la fioritura dei frutteti della Germania sudoccidentale, come pure le piantagioni di tabacco macedoni e gli aranceti italiani dalle minacce del maltempo. Di salvare infine i minatori dalla morte, provocata dalle esalazioni di grisù che si sprigionano dalla roccia in

L'involucro atmosferico del nostro globo. L'atmosfera si estende per circa 12-15 mila chilometri negli spazi eterei, in cui lu possibile accertare ancora tracce di aria. La troposfera invece, nella quale si formano le nubi e probabilmente anche i fenomeni meteorologici, raggiunge all'Equatore 17 sino 18 km, alle nostre latitudini nell'Europa centrale 10 sino 11 km e sopra la Polonia solo 7 sino 9 km di altezza. Segue la stratosfera ed a 100 e poi nuovamente a 200 chilometri di altezza la ionosfera





Nell'aprile, tra due zone di maltempo. Una perturbazione atmosferica, un ciclone, attraversa il cielo dell'Europa (il grafico va letto da sinistra a destra). In alto compaiono dei tenui cirri, divengono spessi, formano un cumulo ed infine una nuvolaglia, che si abbassa sempre più, diviene sempre più oscura ed opprimente: comincia a piovere ostinatamente, fino a trecento chilometri di distanza. Poi finalmente, la pioggia cessa; fa caldo, il sole spunta fra le nubi, è ritornato l'azzurro sereno e nel cielo vagano un paio di nuvolette dai contorni scintillanti... Il giorno seguente uno scuro strato di nuvole si erge alto e minaccioso; sterzate di rafiche gelide e scrosci di pioggia; la temperatura diminuisce, ma ben presto i piovoschi cessano, il cielo si rasserenava: l'aria fredda ha trionfato. — Questi sono i tipici mutamenti del tempo durante il passaggio di un ciclone, di una zona depressionaria a due fronti: caldo e freddo.

ereologica fondata su basi scientifiche. Perché le zone di maltempo si spostano generalmente sul continente alla velocità di 30 fino a 50 chilometri orari; sono stati però osservati cicloni i quali e superano i 100 chilometri orari. Così, prima che una previsione del tempo ed un servizio preventivo potessero essere possibili ed efficaci, fu necessario giungere alla scoperta dell'energia prodigiosa dell'elettricità. Ora le onde elettriche sorpassano alla velocità di 300 mila chilometri al minuto secondo le più spaventose tempeste e prevengono le più veloci bufere; solo quando vennero scoperti il telegrafo, la radio, i radiogrammi e la televisione, il servizio meteorologico europeo fu in grado di preavvisare l'Europa dell'avvicinarsi di sciagure e di proteggerla da sorprese.

Alla Francia è riservato il merito di avere istituito, quale primo stato europeo, un regolare servizio meteorologico. La

guerra della Crimea fornì l'occasione determinante; la nave da guerra francese Enrico IV, naufragò nel 1854, nella baia di Balaklava durante una tempesta, perché non poté venir avvertita in tempo utile. A cominciare dall'anno successivo, venne distribuita giornalmente, alle dieci, una carta meteorologica per tutta la Francia, nella quale le osservazioni del mattino erano già state valorizzate. Cinque anni dopo venne istituito in Olanda il servizio pronosticatore delle tempeste per la navigazione; nell'anno 1868 fu fondato l'Osservatorio marittimo tedesco, che pubblicò la prima carta meteorologica dell'Atlantico.

Le spedizioni polari tedesche, danesi e norvegesi, gli arditi voli stratosferici dell'Osservatorio di Lindenberg, il volo polare del dirigibile Zeppelin, al quale partecipò il meteorologo russo Moltscianoff, la crociera esploratoria del piroscalo tedesco „Meteor“, l'audace, ma sfortunato volo polare del Generale Nobile, il valoroso volo stratosferico del belga Piccard, le ricerche del norvegese Bjerknes, basate sui suoi lunghi studi effettuati a Lipsia ed infine la spedizione degli alpinisti tedeschi sull'Himalaya; essi tutti contribuirono più o meno ad integrare le ricerche sulla meteorologia accrescendo sempre più le

nostre cognizioni sulle vicende atmosferiche.

Fra i pionieri della meteorologia, difficilmente si riuscirà trovare il nome di un inglese. I visitatori dell'Esposizione mondiale di Londra dell'anno 1851 poterono in compenso acquistare per 1 penny una carta meteorologica, che veniva stampata giornalmente in base ai rapporti telegrafici di ventidue osservatori! Durante una sessione dei meteorologi a Friedrichshafen il delegato britannico dichiarò con un sorriso imperturbabile come gli inglesi avrebbero probabilmente molto più volentieri rinunciato di partecipare al servizio



Liscia e
Lucida

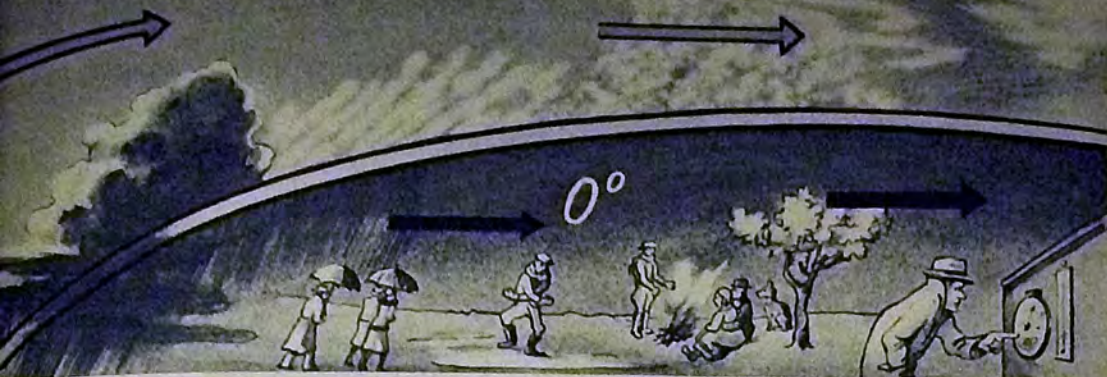
come seta è la punta di
ciascuna

penna

Kaweco

perciò la *Kaweco* scorre così leggermente, come una vera „piuma“, sulla carta

Nelle cartolerie e nei negozi del genere Vi mostreranno ben volentieri i moderni utensili *Kaweco* per scrivere e per gli uffici



meteorologico europeo, piuttosto che sacrificare la loro abitudine di misurare la temperatura col termometro Fahrenheit!...

Già da tempo tutti i popoli europei si erano accordati di suddividere il termometro in centigradi, e in tutte le comunicazioni meteorologiche la temperatura era espressa in gradi Celsius, eccettuato in quelle britanniche. Anche nella meteorologia l'Inghilterra persisteva nella «splendid isolation», come si oppose ostinatamente a tutti gli accordi per il traffico ferroviario ed aereo. Essa misura ancor oggi la pressione atmosferica a pollici, esprime la velocità del vento in miglia orarie inglesi. Quando decenni or sono si decise di adottare per le osservazioni meteorologiche degli orari unitari per tutta l'Europa, e si introdussero tre comunicazioni giornaliere, al mattino, al mezzogiorno ed alla sera, fu nuovamente l'Inghilterra a sabo-

tare questa decisione della conferenza europea dei meteorologi: una lettura degli strumenti alle due del pomeriggio non era confacente alle abitudini di vita inglesi!... Come, fino allora, ritenne incompatibile con le sue abitudini di vita l'opportunità di riconoscere e di equiparare i popoli dell'Europa nel mondo, considerandoli anche in questo caso deferenti vassalli e quando parlava di loro si esprimeva col termine sprezzante di «continentali»...

L'Europa ha istituito e perfezionato il suo servizio meteorologico anche senza l'ausilio dei pionieri inglesi. Nel 1939 oltre mille osservatori meteorologici esistevano sul territorio europeo. Più di un centinaio erano sparsi sul solo territorio del Reich, che oltracciò faceva eseguire giornalmente misurazioni idrometriche in seimila località. La Francia disponeva di oltre settanta osservatori meteorologici, cinquanta esistevano in Italia, altrettanti in Norvegia

e in Svezia, trenta in Spagna, venti in Portogallo e sulle sue isole atlantiche, La Danimarca e la Turchia, la Finlandia e la Romania, l'Olanda e l'Ungheria, il Belgio e la Bulgaria, la Svizzera e la Grecia, tutti questi paesi con i loro meteorologi ed i loro osservatori si adoperavano per incrementare una proficua collaborazione europea...

Persino i Soviet che, timorosi, tenevano gelosamente abbassate le tendine di tutte le finestre rivolte ad occidente, sembravano voler lasciar aperto un finestrino della soffitta, un minuscolo abbaino, il quale permettesse almeno la visione del cielo che si estendeva sopra l'Europa... Gli osservatori meteorologici sovietici — in tutto duecento fino agli Urali, compresa la stazione polare situata sul Capo Desiderio — trasmettevano le loro comunicazioni all'Europa: forse lo facevano di mala voglia ma nelle commissioni e conferenze europee

i Soviet erano pure rappresentati dai loro meteorologi. Nel giugno del 1939 meteorologi di tutte le parti del mondo si riunirono per un congresso a Berlino. Erano giunti giapponesi e studiosi dall'America, australiani e meteorologi africani; tutte le nazioni europee vi erano rappresentate, solo i delegati dei Soviet non erano comparsi...

Moltiscianoff scrisse da Leningrado che con suo gran rammarico non era in grado di poter salutare i suoi colleghi europei perchè... la sua presenza costò era indispensabile. In una seconda lettera l'Istituto meteorologico idrografico dell'URSS pregava di voler cancellare dalla lista dei soci i meteorologi F. e W., poichè non facevano più parte di quel servizio... E durante il congresso il meteorologo svizzero Lugeon comunicò come in varie occasioni avesse tentato di ristabilire le relazioni col membro russo della commissione P., ma che questi tentativi furono vani...

I Soviet avevano dunque rinchiuso anche quest'ultimo abbaino; sulla sorte però di quegli uomini che temerariamente avevano sporto la testa per rivolgere lo sguardo verso l'Europa, su questa sorte — dopo tutto quello che i soldati tedeschi hanno visto e constatato nel paese dei Soviet — non vi sono dubbi... Dieci settimane dopo questo congresso, l'Inghilterra gettò sul Continente europeo la fiaccola incendiaria della guerra.

Il servizio meteorologico pubblico dovette venir naturalmente sospeso. Tutto quanto è stato fatto fino allora, quello che i meteorologi compiono durante questa guerra e soprattutto quali grandi e grati compiti li attendono nella nuova Europa, verrà illustrato in un secondo articolo.

Ludwig Kapeller



SIEMENS

75^{mo} anniversario della dinamo

Il 17 gennaio 1867, Werner Siemens dava notizia all'Accademia delle Scienze di Berlino del principio dinamo-elettrico, già da lui scoperto l'anno precedente. In tale occasione egli metteva in evidenza che in guerto modo erano offerti alla tecnica i mezzi atti a generare correnti elettriche di



intensità illimitata. Da quell'epoca la potenza sviluppata dalle macchine elettriche ha assunto valori sempre più imponenti; e attualmente, negli Stabilimenti della Siemens, si stanno costruendo i più grandi generatori idroelettrici finora fabbricati in Europa, della potenza unitaria di 100.000 kVA.

1866

La prima dinamo
realizzata da Werner Siemens
Potenza: 27 Watt



1866

1941

Il più grande generatore
idroelettrico costruito
finora in Europa.
Potenza: 100.000 kVA.

SIEMENS & HALSKE AG · SIEMENS-SCHUCKERTWERKE AG
BERLIN-SIEMENSSTADT



«Diamine, cosa potrò ora proibirgli?? Prima, quando c'era ancora il tabacco e l'alcool, era facile prescrivere una dieta...»



«Simulatore!!!» ..„Simulant!!!“

«Prendete oggi due chicchi...»

„Nehmen Sie heute zwei Bohnen . . .“

Qui si parla di rossetto e alcool, di tabacco, calze e altre cose belle



Orgoglio di gente abbiente! (essa ha ancora una scorta di rossetto) Besitzersstolz! (Sie hat noch Vorrat an Lippenstift)

Disegni: v. Melachowski



«Arqua di cantora, signora, tritterebbe troppo la vostro carnagione, usate piuttosto per la vostra faccia la nostra innocua soluzione di acqua piovana...»



«Prendete oggi due chicchi. Maltide, voglio bere un buon caffè...»

„Nehmen Sie zwei Bohnen, Maltide, ich möchte heute Mokka double haben!“



«Come? dell'altra carta igienica! Ma se vi ho appena dato un rotolo...»

„Was — schon wieder Toilette-Papier? ! Ich habe Ihnen doch erst eine Rolle gegeben...“



«Quest'anno ricevete per regalo solo una pupa vivente!»

„Dieses Jahr bekommi ihr nur eine lebendige Puppe geschenkt!“

Sarrebbe forse meno graziosa...?



... se non portasse un nido sulla testa...



... se smettesse di fumare...



... se non si ritoccasse ogni minuto le labbra...



... se non guardasse continuamente le maglie delle sue calze...



... oppure se rinunciasse a sorseggiare i cocktails?

È proprio necessario...



... farsi fare sei abiti all'anno per poi non aver nulla da indossare...

... portare i calzoni (che non stanno bene a tutte le donne)...



... recarsi all'appuntamento in macchina per giungerne egualmente in ritardo...?



No, anche se viene a piedi, essa è da noi attesa con impazienza...



... e ci sembrerà più graziosa che mai, oggi, in cui deve rinunciare a tante cose?

Strada incerta

Il suo amante? Oppure era libera? Ma allora chi era Harald? Avrebbe potuto partire con lui? Accompagnarlo? Avrebbe potuto, quando ella era sola, aprire nuovamente la porta del vicolo, salire le scale e, senz'essere udito, giungere fino a lei, come oggi?

Si accostò all'uscio. Origliò. Ma nessun rumore giunse dalla camera attigua.

La donna s'era lasciata ricadere sulla poltrona accanto al fuoco. Aveva chiuso gli occhi. Aspettava.

Qualcuno bussò. Essa prese in mano un libro aperto che giaceva su di un tavolino accanto a lei, e finse di leggere.

Entrò un vecchio servitore seguito dalla moglie. Sui volti fedeli era scolpito timore e indignazione. Come osavano quegli uomini disturbare la loro padrona? Essi erano lì, non potevano permettere che la signora rimanesse a ora così tarda sola con quegli sbirri.

Tre guardie seguirono la vecchia coppia. Uno dei tre, evidentemente un superiore, dichiarò bruscamente quale fosse il loro compito. Dovevano continuare la loro perquisizione. Avevano cominciato dal basso e sarebbero saliti fin sopra i tetti. Un malfattore si nascondeva in quella casa e, a meno che la terra non l'avesse inghiottito, l'avrebbero acciuffato.

Nella sua qualità di padrona di quel palazzo essa era la sola responsabile e aveva quindi il dovere di aiutare la giustizia. Agendo in tal modo si risparmiava molti dispiaceri e gravi conseguenze penali. Era suo dovere aiutarli a catturare il delin-

quente al quale, spinta forse da una falsa pietà, essa aveva offerto rifugio.

— Mai nasconderei un delinquente — rispose la signora sollevando per la prima volta lo sguardo dal libro. — D'altronde, scusate, come avrebbe potuto costui penetrare nella mia casa? Ma fate il vostro dovere i miei domestici vi faranno da guida.

Di nuovo fu sola. Lasciò ricadere il libro in grembo e richiuse gli occhi. Le sue labbra erano ancora atteggiate al sorriso.

— Volker — mormorò fra di sé — Volker, Volker. — Ogni palpito del suo cuore scadeva il nome di lui. Udì i passi riavvicinarsi, ri allontanarsi, sentì che frugavano un po' di qua un po' di là. Compivano scrupolosamente il loro dovere, senza alcuna fretta.

La signora rimase tranquillamente seduta. Era apparentemente calma. La sosteneva la tensione nervosa così come l'acqua salsa sostiene il corpo.

Dopo un certo lasso di tempo, essa non avrebbe potuto dire se fosse stato breve o lungo, se fosse trascorso rapidamente o lentamente, riudi dei passi nella camera attigua. Di nuovo bussarono. La vecchia coppia precedette le guardie che volsero in giro gli occhi diffidenti.

Uno degli sbirri, quasi distrattamente, percorse con le nocche lo zoccolo di legno.

Ne sortì un suono cavo. Lì dietro c'era evidentemente uno spazio sufficiente per nascondere qualcuno. Il suo superiore parve perdere la pazienza e lo canonò. Il suono era cavo? Bella scoperta! Come avrebbe potuto essere altrimenti se in quel punto il muro faceva gomito e il rivestimento di legno aveva gli angoli arrotondati? Naturalmente tra il muro e la parete di legno

rimaneva negli angoli uno spazio vuoto, ma lì non ci sarebbe forse stato posto nemmeno per la sua zucca vuota. Soltanto un fantasma avrebbe potuto nascondersi lì dietro.

— La signora ci mostrerebbe subito il nascondiglio, — tuonò — se sa ch'essa nasconde presso di sé l'assassino di suo figlio. . . .

La donna fu scossa da un tremito convulso. Una mano invisibile l'aveva colpita. Si aggrappò ai braccioli della poltrona. Il suo viso apparve improvvisamente come privo di sangue. Se si fosse alzata sarebbe caduta: I due vecchi accorsero presso di lei. Con gesto gentile li allontanò. Si alzò, senza vacillare, e rimase rigida.

— Sono spiacente . . . — disse gelida e con un cenno della mano invitò i presenti a uscire.

Si ritirarono tutti in silenzio. Soltanto il vecchio servo, raggiunta la soglia, si volse e le chiese sommessamente se desiderasse qualcosa.

No. Non voleva nulla. Grazie, nulla. Doveva solo riaccendere il fuoco che nel frattempo si era spento.

Di nuovo dal camino sprizzarono scintille. La fiamma crepitò.

Il vecchio usò a passi lenti e trasciati. I fastelli di legno si accesero crepitando.

Volker udì. Tastò lungo la parete. Trovò una molla e la fece scattare.

La donna si trovava nel mezzo della stanza. Egli avanzò lentamente di qualche passo, attese un suo cenno, una sua mossa, un suo sguardo. Le fu dinanzi e cadde in ginocchio.

— Stanotte hanno ucciso mio figlio Harald — mormorò ella con voce atora posando le mani sui suoi capelli. — D'ora in poi dovrai essere un figlio per me! —

Anekdoten

Der König dankt Zu einer Abendtafel Friedrichs des Großen war auch der Oberst von Fürcade erschienen, der in der Schlacht von Kesselsdorf eine schwere Verwundung erlitten hatte und seitdem einen steifen Fuß besaß. Als der König ihn bei einer Gruppe von Offizieren stehen sah, trug er einen Stuhl herzu: „Er hat mir seine Gesundheit angeboten, da kann sein König ihm zumindest einen Stuhl anbieten.“

Die enthaltsame Geige Der große italienische Geigenkünstler Paganini fand es lästig, immer etwas vorspielen zu müssen, wenn er zu Tisch geladen war. Sobald irgendein Gastgeber ihn bat: „Vergessen Sie Ihre Geige nicht!“, sagte er gewöhnlich: „Meine Geige pflegt nicht außerhalb zu speisen.“

Seefahren Auf einem englischen Schulschiff mußten die Kadetten während einer Übungsreise einmal den genauen Schiffsort nach Längen- und Breitengrad berechnen. Zu sehen war nichts als Himmel und Wasser. Der Navigationsoffizier, der die Ergebnisse geprüft hatte, befahl einem der Kadetten: „Nehmen Sie Ihre Mütze ab! Nach Ihrer Berechnung stehen Sie mitten in der Westminster-Abtei.“

Kleiner Umweg In der bulgarischen Stadt Gabrovo sah ein Bürger einen anderen bei 30° Kälte auf der Straße stehen und wollte wissen, ob er jemand erwarte. „Erraten!“, antwortete der Gefragte. „Ich zerbrach hier meinen Krug Wein; wenn er gefroren sein wird, trage ich ihn nach Hause.“

Togal
Pastiglie

Da 25 anni affermatesi splendidamente per combattere:

reumatismo, sciatica, gotta, lombaggine, mal di testa, nevralgia e tutte le malattie conseguente dei raffreddori

TOGAL IN TUTTO IL MONDO

La Casa Togalwerk, Lugano (Svizzera) e la Casa Togalwerk, Monaco 8 (Germania) spediscono, a richiesta, gratis e senza impegno per chi lo riceve, il volume molto interessante e riccamente illustrato a colori: «La battaglia contro il dolore».

Patachon senza Pat

Patachon ohne Pat

Fotografie:
Barbara Lüdecke, Brinckmann & Co.

Sembravano inseparabili. Il caso volle che tre lustri or sono, quello spilungone del maestro di scuola Schenström facesse a Copenhagen la conoscenza del piccolo buffone da circo Madsen. Essi decisero di formare una «coppia comica» e sotto il nome di «Pat e Patachon» i due danesi esilararono con innumerevoli film milioni di spettatori in tutta l'Europa



Ora Patachon è solo. Il piccolo e grasso Patachon ha fatto ritorno al circo, la sua vecchia passione, e vi è ritornato — quale pagliaccio e proprietario. Egli ha però sempre bisogno di aver qualcuno al suo fianco: fosse pur anco un giovane leone marino.



... oppure un pony. Egli ha un debole per la gioventù, e non si rammarica affatto che il suo pubblico preferito, i ragazzi, si siano scordati di quando papà Madsen era, assieme al vecchio Pat, celebre in tutto il mondo.

Signal Nr. 3, anno 3^e, 1^o fascicolo di febbraio 1942 esce ogni 15 giorni Redattore capo: Wilhelm Reetz vice-redattore capo: Hugo Möllang Casa editrice e stampa: Deutscher Verlag, Berlin SW 68, Kochstraße 22-26 Alle Rechte vorbehalten Tutti i diritti riservati Tous droits réservés All rights reserved

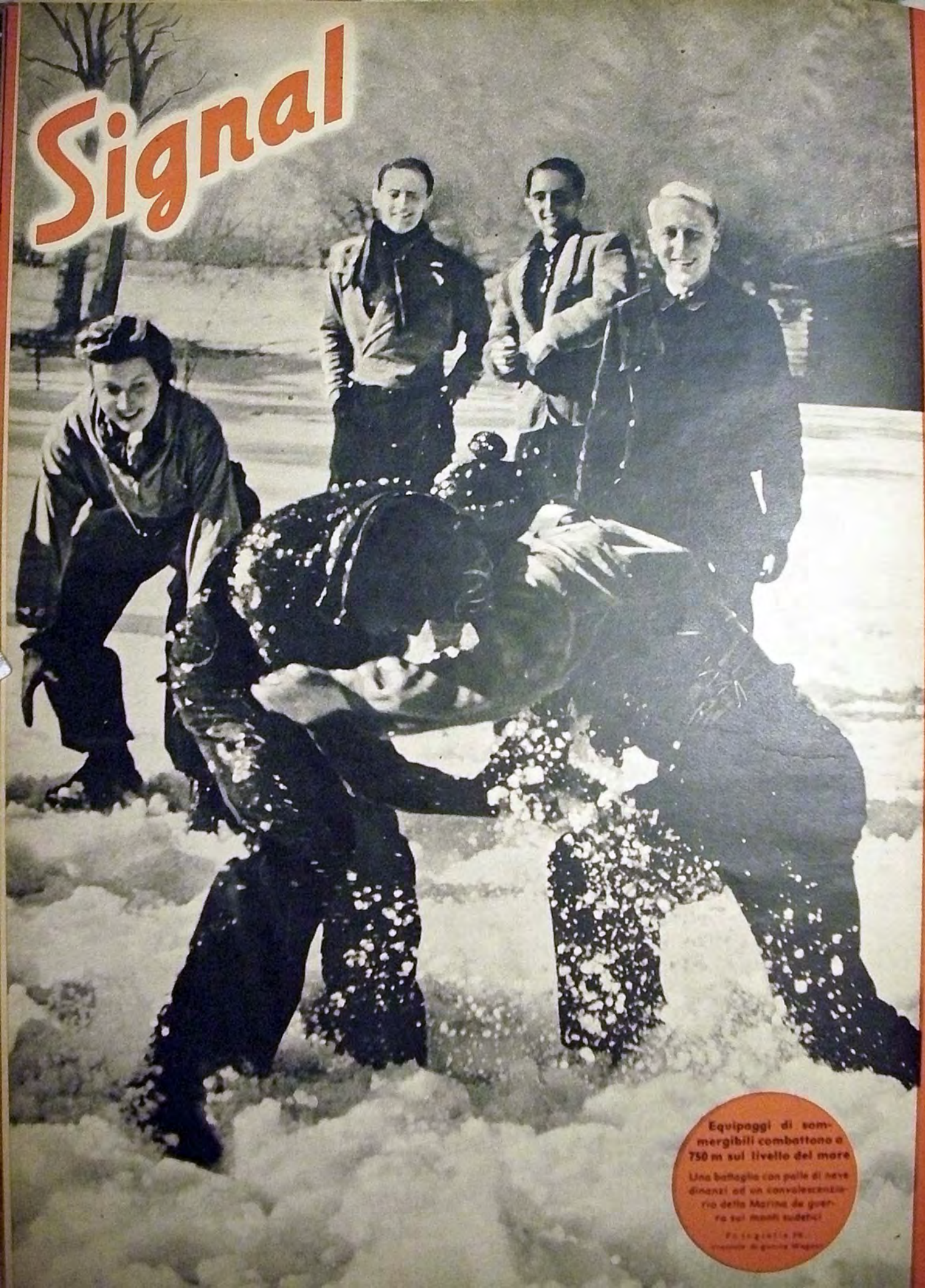
MAUSER

Armi da caccia, per sport
e per difesa — Strumenti
misuratori di precisione —
Macchine contabili e
addizionatrici



MAUSER-WERKE AG OBERNDORF / NECKAR

Signal



Equipaggi di som-
mergibili combattono a
750 m sul livello del mare

Una battaglia con pelle di neve
dinanzi ad un convalescen-
tario della Marina da guer-
ra sui monti sudetici

Foto: G. L. M.
Maggio 1945

Signal

BRAGRETT
2° NUMERO DI FEBBRAIO 1942
Francia 6,50 mk. / Finland 6,50 mk. / Frankrijk 4 Fr. / Grækenland 12 Drs. / Italien 3 Lire / Kroatien 6 Kuna / Niederlande 20 Ceas
Belgien 2,50 Fr. / Bohemen-Mähren 2,50 Kr. / Bulgarien 8 Leva / Danemark 30 Ore / Dänemark 30 Ore / Schweden 50 Ore / Schweiz 45 Rappen / Serbien 5 Dinar / Slowakei 2,50 Sk. / Spanien 1,50 Ptas. / Türol 12 Kreuz / Ungarn 40 Bller
Luxemburg, Städtlermark 25 Pf.
Norwegen 30 Ore / Portugal 2 Esc. / Rumänien 16 Lei / Schweden 50 Ore / Schweden 50 Ore / Schweiz 45 Rappen / Serbien 5 Dinar / Slowakei 2,50 Sk. / Spanien 1,50 Ptas. / Türol 12 Kreuz / Ungarn 40 Bller
Luxemburg, Städtlermark 25 Pf.



Dopo l'incursione esplorativa
Nach dem Spähtrupp-Unternehmen
Cacciatori delle Alpi tedeschi del fronte artico raccolti sotto la tenda
Deutsche Gebirgsjäger im Zelt an der Front im hohen Norden

Fotografia P.A. - Cronista di guerra Helmut Peibel

L.3

Ich bin der Meinung, daß der Öffentlichkeit zu ihrem eigenen Besten eine genaue Gesamtaufstellung unserer Verteidigungsmittel nicht vorenthalten werden sollte. Hier ist sie:

Luftwaffe. Am 1. September 1940 besaßen unsere Streitkräfte lediglich 56 viermotorige, moderne, schwere Bomber, geeignet zum Einsatz in der ersten Linie. Seitdem haben wir weniger als 200 weitere gebaut. Unsere gesamte Jahresproduktion an Kampfflugzeugen aller Typen ist geringer als die Zahl der Maschinen, die in einem Monat des deutsch-sowjetischen Krieges als vernichtet gemeldet werden.

Tanks. Am 1. September 1940, ein Jahr nach Kriegsbeginn, standen zur Verfügung 275 leichte Tanks erster Linie, 18 mittlere Tanks und kein einziger schwerer Tank. Im zweiten Kriegsjahr wurden etwa 1500 leichte Tanks moderner Konstruktion gebaut; die Erzeugung von mittleren Tanks stellte sich auf rund 250. Wir haben immer noch keinen einzigen schweren Tank von jenem Typ, der von Deutschland mit größtem Erfolg benutzt wird — immerhin haben wir ein handgearbeitetes Modell von ihm. Zwei Jahre des Verteidigungsprogramms haben unsere gesamte Tankstärke auf ein wenig mehr als 2000 Stück gebracht.

Flakgeschütze. Ein Jahr nach Kriegsbeginn besaßen wir lediglich 431 dreizöllige Flakgeschütze (ein Typ, der sich inzwischen als unwirksam herausgestellt hat). Von 90-mm-Geschützen — die allein gegen hochfliegende Bomber wirksam sind — wurde bis zum Mai dieses Jahres eines hergestellt, 8 im Mai und 12 im Juni.

Wir produzieren nicht genügend Kriegsmaterial, um uns selbst zu bewaffnen. Wir liefern unseren Verbündeten nicht die Waffen, die sie benötigen. Und das Schlimmste von allem — unserem Volk wird nicht die volle Wahrheit über unser Unvermögen gesagt."

Frage: Wer sagt dies? Und um welches Land handelt es sich?

Dies steht nicht in einer Denkschrift des Kriegsministers von Costarica, dies sagt nicht der Regent von Niederländisch-Ostindien, auch handelt es sich nicht um die sprichwörtliche Propagandalüge der Achse; es wäre auch falsch, sich durch die Kleinheit der Ziffern irreführen zu lassen. Sie beziehen sich vielmehr auf das Waffenarsenal der Demokratie, die stärkste Industriemacht der Welt, den unbesiegbaren Garant der menschlichen Würde, kurz, auf die USA. Ihr Verfasser ist nicht irgendwer, nicht ein schwächlicher Isolationist oder ein kenntnisloser Zeilenschinder, sondern der Senator Byrd, ehemals Gouverneur des Staates Virginia und heute Mitglied wichtiger Senatsausschüsse. Sein Aufsatz „Der Fehlschlag unseres Nationalen Verteidigungs-Programms“, veröffentlicht 1941 in der Novembernummer von „The Reader's Digest“, ist ein klassischer Beitrag zu der Frage der Kriegspotentiale der Weltmächte. Er lehrt den Unterschied zwischen dem, was man kann und dem, was man möchte, den Unterschied zwischen Bluff und Wirklichkeit, und verrät die kriegswirtschaftliche Hilflosigkeit eines Landes, das für sein technisches Können genügend überzeugende Beweise geliefert hat. Aber zwischen der Fähigkeit, gute Automobile, erstklassige Klimaanlageanlagen und billige Kühlschränke zu Millionen herzustellen, und einer leistungsfähigen Kriegswirtschaft liegt eine weite Kluft.

Sie reicht von den 50000 Flugzeugen, deren Produktion Präsident Roosevelt im

Mai 1940 verlangte, zu den 11 schweren Bombern, die laut Senator Byrd im Juli 1941 gebaut worden sind, von dem Plan einer 5-Millionen-Armee zu den 53 modernen 10,5-cm-Feldhaubitzen, über die die gesamte reguläre Armee der USA, am 1. September 1941 verfügte.

Die Fähigkeit, abzumagern und dennoch kräftiger zu werden, ist unter den Menschen und Völkern ungleich verteilt. Sich auf 150 Pfund zu erleichtern, fällt dem Dreizentnermann schwerer als dem Schlanken, und in einem Luxushaushalt auf Personal zu verzichten ist weit beschwerlicher, als von vornherein in „einer Hütte“ zu wohnen. Von unterschiedlicher Dicke ist auch das Fettpolster der zivilisatorischen Errungenschaften, das die einzelnen Völker über ihre Muskeln gewälzt haben: die einen leben, um dieses Polster zu pflegen, die anderen meist von mehr athletischem Körperbau, sind enthaltsam, um zu leben. Träfen sie sich auf der Aschenbahn — die Chancen der „Hungerleider“ stünden besser als die der Wohlgerundeten. Und träten sie in den Boxing — der Kampf würde kaum stattfinden, weil die einen schon vom Gewicht, machen groggy wären.

Reicher, dicker Mann in USA! Vom Stahl der Welt erzeugst du mehr als die Hälfte, vor lauter Automobilen kannst du kaum noch laufen, du hast die höchsten Häuser und die tiefsten Bohrlöcher, du strotzt von Eismaschinen und wärmst dich am Feuer verbrennender Weizenüberschüsse — glaubst du wirklich, du wärest ein Champion, weil du dir Boxhandschuhe hast anlegen lassen? Nein, Jahre wirst du brauchen, bis du die Fesseln, die dich das gute Leben geschlagen hat, wenigstens gelockert haben wirst. Wenn du gelernt hast, dich mit den Füßen statt mit Automobilen fortzubewegen, auf die Stille statt auf den Lautsprecher zu hören und natürliche Luft statt conditioned air zu atmen — dann kannst du langsam mit dem Training für das Match des Jahrhunderts beginnen.

Und lies gelegentlich die Berichte vom Trainingscamp deiner Gegner. Eines befindet sich in Europa; es ist, wie du aus deiner Presse weißt, mit Barbaren besetzt. Sie haben zwar das Auto, die Eismaschine und viele andere Zutaten deines üppigen Haushaltes erfunden, leben aber seit etwa sieben Jahren im Zustand merkwürdiger Bedürfnislosigkeit. Sie kleiden sich in Holz, essen wenig, aber granes Brot, trinken keinen Black & White und arbeiten mit sturer Beständigkeit. Sieben Jahre, wie gesagt, haben sie neben starker natürlicher Veranlagung nötig gehabt, um ihre berühmten ko.-Siege zu landen. Und dabei haben sie doch früher so gut gelebt und wieder tun. Ein anderes liegt in Japan, einem kleinen Land mit Häusern aus Bambus und Papier, mit 6 Mill. t Eisen jährlich ohne Erdöl und ohne Schrott und mit nur ganz wenig Untergrundbahn; du siehst ganz ärmliche Verhältnisse. Die Leute da sind auch schon sieben Jahre an der Arbeit und es scheint, als hätten sie einige Runden für sich gebucht.

Guter Onkel Sam! Dein jetziger Trainer hat vor anderthalb Jahren in Chickamauga gesagt: „Wir brauchen nicht den Gewinn eines besseren Lebens dem Gewinn einer besseren Verteidigung zu opfern. Ich schlage vor, wir behalten das eine und gewinnen das andere.“ Du wirst wohl einen anderen Trainer engagieren müssen — und vor allem einen sehr guten Masseur!



EXTRA leicht

Hensoldt
DIALYT



Canocchiali prismatici per viaggio-sport-caccia

M. HENSOLDT & SOEHNE
Opt. Werke A-G, Wetzlar (Germania)



SUL FRONTE...

↑ *La notte, in un posto di combattimento, a 200 metri dagli avamposti avanzati. L'aiutante ha svegliato il comandante del battaglione: viene trasmesso un importante ordine del reggimento*

↓ *Posta dalla patria—sotto la terra gelata, vicino alla stuletta di un ricovero delle linee avanzate*
Fotografie PK: cronista di guerra Hanns Hubmann
continua a pagina 6



IN 21 MINUTI

Il „Signal“ raccoglie i comunicati nipponici e le dichiarazioni britanniche formandone un quadro preciso della grande battaglia aeronavale, durante la quale l'Aviazione della Marina giapponese affondò due delle più potenti navi della flotta britannica, la „Prince of Wales“ e la „Repulse“

Il 10 dicembre 1941 costituirà una data memorabile nella storia della guerra navale. In quel giorno, davanti alla costa orientale malese, all'altezza di Kuantan, l'Aviazione nipponica ha affondato due navi

dell'eroismo il comportamento degli equipaggi. Si spiega così una certa tendenza di volere da un lato prolungare oltre la verità la durata della lotta, e di esagerare alquanto il numero dei centri conseguiti dai giapponesi (la «Bismarck» affondò dopo essere stata colpita da 9 siluri e da centinaia di granate). D'altro canto, bisognerà tener conto che alcune scene romanzesche del naufragio sono da attribuire alla fantasia dei relatori. In tutti questi casi, l'autore del presente articolo si basò sulla versione più probabile o su quella più attendibile.

La risoluzione

Quando il lunedì mattina, giorno 8 dicembre, verso l'una (ora di Singapore) scoppiò la guerra nell'Asia Orientale, la Flotta britannica dell'Oriente si trovava

Baia di Kamranh, tre convogli precedenti verso il Golfo del Siam, e naviglio da guerra sottile davanti alla punta meridionale dell'Indocina. Il lunedì mattina, all'ammiraglio pervenne la notizia che dalle 1.30 delle truppe giapponesi erano sbarcate presso Kota Bharu ed un po' più a sud, presso Sabak, e che i giapponesi stavano sbarcando truppe anche più a nord, su territorio thailandese, presso Patani, Tajong e Singora. Nella Baia della Thailandia venne segnalata la presenza di navi da guerra nipponiche. Alle ore 4,15 del mattino, Singapore subì il primo attacco aereo dell'Aviazione nipponica. Già nel corso della giornata di lunedì, l'ammiraglio Philipps decise di salpare. Egli disponeva di una forte squadra: le navi da battaglia «Prince of Wales» e la «Repulse», in-

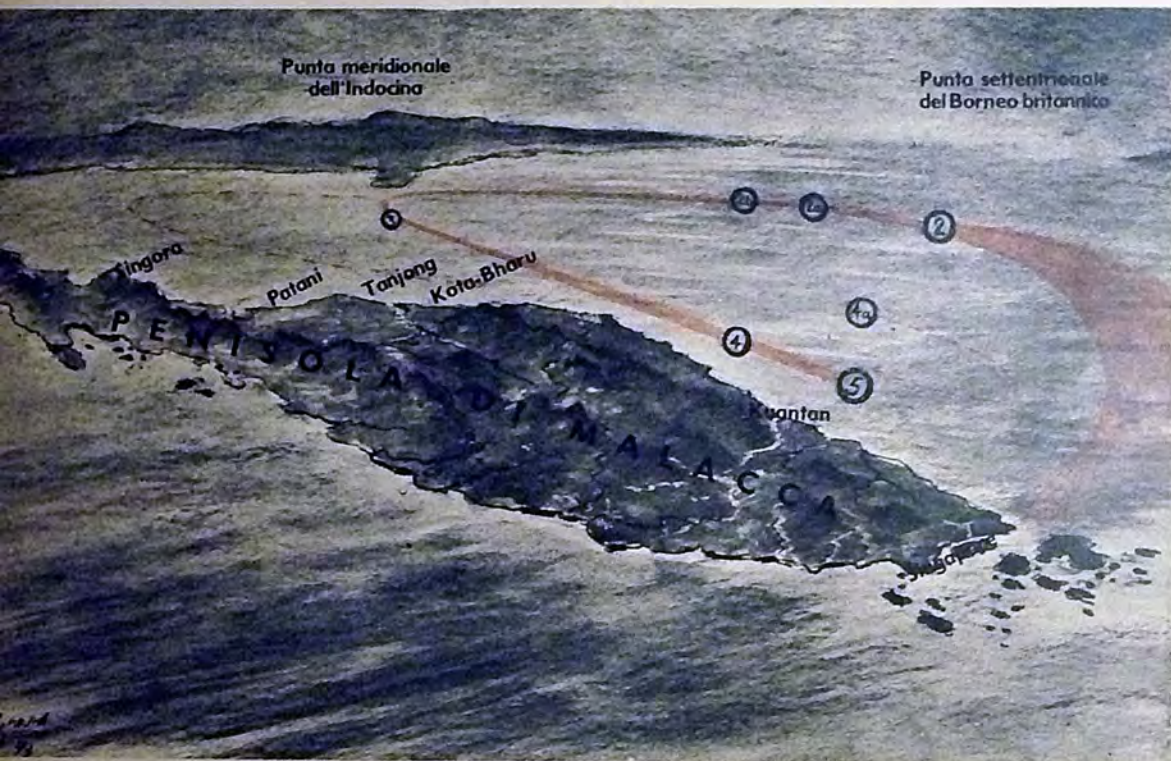
notte, seguita dalla «Repulse» e circondata da cacciatorpediniere, ma senza incrociatori e navi portaerei. La formazione procedette dapprima verso Est, più tardi verso Nord-est, convergendo in seguito verso Nord-ovest. Sir Philipps prese una via indiretta, descrivendo un ampio arco, per eludere la ricognizione giapponese e per apparire di sorpresa nel Golfo del Siam. Dapprima il tempo sembrò compensare la mancanza di forze aeree: al disopra delle acque meridionali si stendeva un basso strato nuvoloso che proteggeva le navi dall'avvistamento dall'alto. Tuttavia più a settentrione la volta di nuvole si era squarciata già dal mattino di lunedì. L'ammiraglio segnalò agli equipaggi: «Dobbiamo attenderci di venire disturbati dalle forze nemiche, il che è molto probabile. Speriamo di sorprendere domani i trasporti nemici, e prevediamo uno scontro con le navi da battaglia nipponiche.»

Al martedì, giorno 9 dicembre, nel pomeriggio, un sommergibile giapponese trasmise un messaggio annunciante che la Flotta britannica era salpata in assetto di combattimento. Al crepuscolo, dalle navi inglesi si poté osservare un ricognitore aereo nipponico. Un superstite della «Repulse» riferì che questo fatto aveva indotto la flotta a cambiare rotta durante la notte sul 10 dicembre. Ma probabilmente questa non fu la sola causa che determinò la decisione di Sir Philipps di volgere la prora verso Sud, con l'intento di riguadagnare in fretta il porto di base, pur non avendo conseguito nessun successo. Difatti, la situazione aveva subito un notevole peggioramento: il tempo non si era rischiarato soltanto a settentrione, ma anche a sud; entro la serata del 9 dicembre, Philipps deve aver ricevuto la notizia che i giapponesi avevano conquistato l'aerodromo di Kota Bharu.

Dunque non si poteva più sperare in un aiuto di forze aeree, da questa base. Inoltre, gli doveva essere noto che l'aerodromo di Kuantan era stato bombardato violentemente da bombardieri giapponesi già da martedì a mezzogiorno. È anche probabile che l'ammiraglio britannico avesse appreso, nel corso della stessa giornata, notizie complete riguardo alle perdite catastrofali subite dalla flotta americana presso le Hawaii, cosicché egli divenne forse malsicuro, se mettere in gioco o no anche le sue navi, diventate ora tanto più preziose. Ad ogni modo, all'alba del 10 dicembre la flotta si era già portata d'un buon tratto verso Sud, e in buone condizioni di visibilità, puntava verso Singapore. La «Prince of Wales» e la «Repulse», per ottenere una maggiore capacità di manovra ed a causa del forte fumo prodotto, procedevano in profondità di marcia, mantenendosi ad alcune miglia l'una dall'altra, ed erano accompagnate soltanto da un solo cacciatorpediniere. Le altre navi si erano probabilmente staccate per trarre in inganno i giapponesi.

Il primo attacco

Verso le 9.30 del mattino (ora di Singapore), le due navi da battaglia vennero segnalate quasi contemporaneamente da un sottomarino e da un ricognitore aereo ad una nave portaerei nipponica. L'aviazione giapponese, che alla vigilia aveva perlustrato febbrilmente il mare, entrò immediatamente in azione. Una prima formazione non riuscì a scovare la flotta britannica. Una seconda formazione si



L'ultima crociera delle navi da battaglia «Prince of Wales» e «Repulse»

1 Notte sul 9 dicembre. Sir Tom Philipps salpa da Singapore con l'intenzione di attaccare i Giapponesi che sono sbarcati presso Kota Bharu, Patani, Tajong ed a Singora. 2 9 dicembre, pomeriggio. Sommergibile nipponico avvista la formazione navale britannica. 2a 9 dicembre, pomeriggio. Sommergibile nipponico avvista la formazione navale britannica. 2b 9 dicembre, a sera. Ricognitore aereo giapponese segnalato. 3 Notte sul 10 dicembre. Cambiamento di rotta decisivo. 4 10 dicembre, verso le 9 e mezzo. Un sommergibile ed un ricognitore nipponici trasmettono quasi contemporaneamente ad uno stormo giapponese in volo di ritorno. 4a la posizione del nemico. 5 10 dicembre, ore 12 circa. Inizio della battaglia aeronavale. Ore 12.29: la «Repulse» affonda. 12.50: la «Prince of Wales» cola a picco

da battaglia, la «Prince of Wales» e la «Repulse», decapitando di un sol colpo la Flotta britannica dell'Asia orientale che si era appena formata.

In sostanza i comunicati nipponici e le dichiarazioni britanniche sono concordi. Soltanto i dati del tempo differiscono, specialmente a motivo delle diverse ore locali di Tokio e di Singapore. Le relazioni britanniche si contraddicono in qualche punto (innanzi tutto circa il numero delle bombe e dei siluri centrati) come del resto sono solitamente contraddittorie le dichiarazioni riguardanti vicende sì fulminee ed emozionanti. Inoltre, alcuni cronisti inglesi, dopo che ormai la disgrazia era avvenuta, erano piuttosto propensi a far apparire gli attacchi di una estrema terribilità ed a far risplendere nella luce

all'ancora nel porto di Singapore. La «Prince of Wales», la nave da battaglia inglese di più recente costruzione, era giunta proprio otto giorni prima, proveniente da Città del Capo. Contemporaneamente, il pubblico aveva appreso che Churchill aveva promosso ad ammiraglio il suo vecchio amico, Sir Tom Philipps, ponendolo al comando della nuova «Flotta dell'Oriente».

La situazione che si presentava a Sir Tom l'8 di dicembre, era la seguente: dal 27 novembre erano stati notati dei movimenti della Flotta nipponica nel Mare Cinese Meridionale: prima 16 incrociatori e navi portaerei a Nord di Borneo; alcuni giorni dopo, 40 trasporti di truppe, naviganti in direzione della Thailandia; al 7 di dicembre, 12 trasporti in rotta verso la

crociatori pesanti e leggeri, ed inoltre un numero considerevole di cacciatorpediniere. Peraltro, gli mancava una nave portaerei. Ma Sir Tom sperava, in caso di necessità, di ottenere aiuti aerei dalle tre basi aeree principali della Malacca (Singapore, Kuantan e Kota Bharu). Il piano militare era chiaro; l'ammiraglio Philipps voleva distruggere almeno buona parte dei trasporti giapponesi davanti alla costa orientale della Malacca e della Thailandia meridionale, e frustrare i piani di sbarco dei nipponici.

In rotta

La sera dell'8 dicembre, Sir Tom Philipps inalberò per la prima volta il suo gagliardetto d'ammiraglio sulla «Prince of Wales» per un'azione di guerra. La nave ammiraglia levò l'ancora già nella serata o durante la

avanzava egualmente più sulla via de-
 terminata, procedendo verso nord, ed aveva
 quasi raggiunto la costa orientale della
 Malesia pressappoco all'altezza di Kuantan,
 quando il comandante della squadriglia
 avvistò due fumate bianche a diecimila
 metri di distanza. Gli equipaggi che
 stavano appunto consumando il rancio di
 mezzogiorno si prepararono subito per
 l'attacco e la battaglia cominciò. È incerto
 quale fosse l'ora precisa. Si trattava di due
 grosse navi da battaglia e di un cacciator-
 pediniere, facenti rotta verso sud. L'ap-
 parecchio del comandante si precipitò per
 primo fuori dalle nuvole, e mentre la
 squadriglia si preparava per attaccare
 nei modi più vari, egli si accingeva ad
 attaccare con il siluro la «Prince of
 Wales». La «Prince of Wales» aprì il fuoco
 sull'apparecchio che attaccava isolatamente.
 All'apparecchio del comandante fecero
 seguito poco dopo altri cinque aerosiluranti
 che avanzavano a bassa quota verso
 la «Prince of Wales» in formazione di
 parata, atterrandosi tutte le sciariche degli 84
 cannoni antiaerei delle due navi da batta-
 glia (43 di essi si trovavano sulla «Prince of
 Wales»). Il grande spettacolo si svolgeva
 in pieno. Sembrava che le navi riuscissero
 a respingere l'attacco della prima ondata,
 senza riportare alcun danno. Ma proprio
 mentre i cinque aerosiluranti stavano
 per invertire la rotta, sulle due navi da
 battaglia, da una quota di 3000 metri, si
 abbattè una vera grandinata di bombe.
 La «Repulse» venne centrata in pieno sul
 ponte di volo; la bomba sfondò il trapezite
 e produsse un violento incendio. È incerto
 se anche la «Prince of Wales» sia stata
 colpita durante questo attacco. Invero,
 le bombe centrate (come del resto anche il
 secondo attacco) non ebbero un'immediata
 efficacia distruttiva, ma esse misero fuori
 combattimento i cannoni antiaerei e im-
 pedirono che, in seguito, sulle navi venisse
 organizzata una difesa concentrica.

Ore 12.10

Subito dopo risuonarono degli altri
 segnali di avvertimento preannunciando
 l'attacco di altri nove aerosiluranti che
 questa volta attaccavano frontalmente.
 I cannoni che tenevano le loro bocche
 rivolte verso l'alto dovettero venire puntati
 verso prua. L'attacco venne rivolto special-
 mente contro la «Prince of Wales» e gli
 apparecchi nipponici si avvicinarono tanto
 alla nave, che i siluri avevano appena il
 tempo di raggiungere la profondità neces-
 saria e di prendere la giusta direzione; gli
 apparecchi erano tanto vicini, che dalla
 nave si potevano distinguere distintamente
 i volti ed i berretti bianchi degli aviatori.
 (Tutti gli apparecchi abbattuti caddero
 in mare ad una distanza variante dai 200
 ai 500 metri.)

Alle ore 12 e 10 minuti la «Prince of
 Wales» venne colpita a babordo verso poppa
 da un siluro lanciato dal comandante
 di squadriglia che aveva attaccato per
 primo isolatamente. Come narrano i testi-
 moni oculari delle due parti, si sollevò
 un'enorme colonna d'acqua e di vapore.

continua pagina 36

La «Prince of Wales» immediatamente do-
 po la sua vana lotta per difendersi dai bom-
 bardieri nipponici. Tutti i cannoni, anche
 quelli di grosso calibro sono puntati verso
 il cielo. Le bombe giapponesi hanno inflitto
 gravi perdite all'equipaggio. Ad un tratto,
 al disopra del ponte già gravemente danne-
 giato, passa come un bolide un aerosilurante
 nipponico. Il siluro stesso, da esso lanciato,
 avanza in una corsa vertiginosa puntando
 sull'arcaccia della nave, che tra qualche
 attimo verrà squarciata

Disegnati - Ellgard



Ellgard



Posto d'ascolto. In una buca occultata il posto d'ascolto vigila. A 300 m di distanza stanno in agguato i bolscevichi
Horchposten. In einem Erdloch wacht der Horchposten, 300 Meter entfernt lauern die Bolschewisten

AL FRONTE...

E SUBITO DIETRO DI ESSO

An der Front... und dicht dahinter

Il drappello esploratore. I fanti di una pattuglia, che vanno avanti per compiere una azione esplorativa, salutano l'invitato del «Signal», corrispondente di guerra Hanns Hubmann, che ha eseguito queste fotografie del fronte invernale all'est

Sul fronte orientale, l'inverno ha imposto una tregua alle grandi operazioni belliche. I singoli settori sono stati successivamente rettificati per il raggiungimento di posizioni di partenza più vantaggiose per le operazioni future. Le Forze Armate germaniche, che nella loro marcia vittoriosa finora hanno travolto irresistibilmente il nemico, si sono insediate nelle posizioni invernali apprestate con la massima circospezione nel cuore dell'Unione Sovietica



Nel ricovero. A 30 metri dai posti avanzati, i soldati germanici costruiscono dei ricoveri provvedendoli di stufe e perfino di buvette



Sulla via del fronte. Su questo ponte marcano le truppe di muta e corrono i veicoli carichi di munizioni, di viveri e della posta militare. Esso è situato a due chilometri dalla prima linea, ma la sentinella, avvolta nel greve pastrano e munita di stivaloni di telro con soles di legno, narra al «Signal» che dal ponte fino alla sua città nativa, che è Aquisgrana nella Renania, ci sono 2000 km.



Bucato nelle salmerie. *Il vento sibila sulla vasta steppa, ma qui, presso le salmerie della compagnia, tutto è tranquillo. E, nonostante i 20 gradi sotto zero, ogni vero buon soldato tedesco non si lascia sluggire nessuna occasione per lavarsi la sua biancheria. Resta solo il problema di sciogliere il bucato gelato, ma anche qui si troverà una soluzione*

La liepida scuderia. *In questi ricoveri bene occultati e dehlatti al tiro nemico, il corrispondente del «Signal» vi trovò persino 24 cavalli. Un «Gianni» ed una «Lisa» stanno per essere condotti fuori dal «ricovero» perchè dovranno tirare la fumante cucina da campo verso il fronte*





Fieno per i cavalli e una pipata di tabacco per il conducente



Saliccia, sardine in olio e cioccolato vengono distribuiti per i lanti che si trovano nelle prime linee...



... ed ecco qui un «riscoldastomaco» dei posti avanzati per la notte

... E SUBITO DIETRO DI ESSO: RANCIO PER I FANTI E FORAGGIO PER I QUADRUPEDI



Il «boschetto della cucina» dietro le posizioni. Il carro di vettovagliamento scarica qui quello che gli è stato abbato nella retrovia: carne fresca, conserve, patate, ecc. e la posta. Di qui si provvede al rifornimento delle truppe dislocate nelle prime linee



A 35 gradi sotto zero

Bei 35° Kälte



Gli Stati Uniti: apparenza e realtà

Nell'anno 1920 venne pubblicato negli Stati Uniti un libro degno della nostra attenzione, recante il titolo «Come abbiamo magnificato l'America». L'autore, George Creel, aveva diretto durante l'ultima guerra la propaganda ufficiale americana, il cosiddetto «Committee on Public Information». Con sorprendente franchezza Creel svelò come egli ed i suoi collaboratori fossero riusciti non soltanto a demoralizzare con una propaganda menzognera la Germania e gli Imperi centrali di allora, ma a «smarciare» pure dell'americanismo nei Paesi neutrali e persino nelle Nazioni alleate degli Stati Uniti. Si cercò di creare e diffondere in quegli anni un mito dell'America che doveva significare per i popoli europei ciò che la Fata Morgana significa per un viandante sperduto nel deserto. Alla fine del conflitto questo incanto venne fugato dagli stessi americani, perchè il popolo, deluso dalla dispendiosità dell'avventura europea, si risovvenne dei propri problemi. Oggi, dopo cinque lustri, si ha modo di constatare come Roosevelt sia nuovamente ricorso nei suoi preparativi per un secondo intervento americano in Europa, allo stesso vieto mezzo. Già nel settembre del 1941, mentre apparentemente si atteggiava a neutrale, istituì una propaganda ufficiale, che, nonostante le spregiudicate assicurazioni contrarie, si basava esattamente sullo schema del «Committee on Public Information» fondato da Creel. A dirigere il risorto ufficio di propaganda, fu chiamato il colonnello Donovan, un uomo politico, la cui qualifica a questo incarico era suffragata da un viaggio intrapreso in Europa, durante il quale, in un locale notturno di Sofia, ci rimise, fra l'altro, il suo passaporto. Da tutto ciò si può rilevare, quali progetti fantastici vengano escogitati in questo ufficio, atti a dimostrare ai popoli dell'Europa i grandi e ineguali vantaggi della vita americana. Sciamanati teorici, collaboratori di Donovan, osarono persino parlare di un'era americana... È la medesima immagine di cera che Creel creò 25 anni or sono, tramandata dal suo comitato alla storia americana quale «Committee on Misinformation»!

Creel stesso ammise apertamente nel suo libro che i molti opuscoli e trattatelli da lui allora diffusi — che raggiunsero complessivamente una tiratura di 75 milioni di esemplari — avevano l'unico scopo di suscitare un aspetto visionario che mascherasse, quale illusoria facciata, le reali intenzioni del Governo di Washington. L'ufficio di Donovan si serve oggi dei medesimi metodi. Edotti dalle ammissioni di Creel è nondimeno opportuno esaminare cosa gli Stati Uniti celebrino attualmente sotto il concetto di «vita americana».

Il popolo americano vuol fare credere al mondo esteriore che il suo tenore di vita sia l'agognato ideale di tutti gli altri popoli. Viene affermato in ogni occasione che la civilizzazione americana significa una casa propria, l'automobile, radio, frigorifero, alta-lena nella veranda, ecc. Che cosa significa però, cioè il desiderio di possedere una casa propria viene sfruttato da scaltre imprese ed il modesto operaio e impiegato vengono convinti con le ciarle ad acquistare un'appariscente casetta di legno per la quale

dovranno decurtare per un ventennio debiti ed ipoteche. Un'alacre e affannata organizzazione di vendita invoglia all'acquisto di un'automobile, che però in dodici mesi, in seguito agli annuali nuovi modelli, è svaloriata del 60%. Analogamente, apparecchi radio, frigoriferi e molti oggetti consimili vengono imposti al popolo, per modo che l'uomo modesto essendo fra la Scilla della rateazione dei suoi debiti e la Cariddi della minacciosa disoccupazione, conduce una vita sempre piena di paura ed incertezze. Una visione chiarificatrice dell'effettivo tenore di vita americano, è fornita dalla dichiarazione del capo del Servizio sanitario degli Stati Uniti, Dott. Parran, del giugno 1940, dalla quale risulta che il 40% del popolo americano è denutrito!

Per uso degli altri popoli viene proclamato che l'operaio americano è il lavoratore meglio retribuito della terra. Qual'è invece la sua reale situazione? Se l'operaio appartiene ad una categoria specializzata, numericamente limitata, riesce a guadagnare un buon salario, quando è veramente occupato. Nell'ultimo ventennio però la disoccupazione crebbe sempre più e per quanto il New Deal abbia sperperato miliardi di dollari per poter arrestare questo sviluppo funesto, pure nell'anno dello scoppio della guerra, furono contati negli Stati Uniti 11,7 milioni di disoccupati.

Non esistono provvidenze sociali per queste vittime dell'opulenza americana. Se ad esempio l'industria automobilistica si attrezza per il lancio del nuovo modello dell'annata, gli operai, a decine di migliaia, vengono da un giorno all'altro «licenziati»: una parola che esprime da sola tutta la brutalità del concetto che negli Stati Uniti si ha dei rapporti di lavoro. Questi operai sfruttati sono allora costretti a vivacchiare con i loro miseri risparmi, cullandosi nell'unica speranza che fra un paio di mesi, qualora l'industriale, freddo calcolatore, lo ritenga ancora utile e conveniente, possano venir riassunti per la lavorazione in serie. Che questa «libertà sociale» non è stata annullata dall'entrata in guerra degli Stati Uniti ce lo provò alcuni giorni or sono la notizia che in seguito alla trasformazione dell'industria automobilistica non meno di 1½ milioni di operai furono nuovamente «licenziati».

Si afferma però che gli interessi degli operai sono tutelati dai loro sindacati. La propaganda americana vuol far credere al mondo che l'organizzazione sindacale formi la gioia ed il benessere dei lavoratori. Il sindacalista inglese Bevin venne invitato con gran pompa a recarsi negli Stati Uniti per trovare sul maschio e villosa petto di Green conforto alla sventura toccata ai caporioni sindacalisti detronizzati in Germania.

In realtà i sindacati non rappresentano altro che il terreno sul quale Lewis, Green e soci, con i contributi estorti coercitivamente dagli inermi operai, conducono la lotta per la loro sistemazione personale.

Un tipico rappresentante di simili «delegazioni» dei lavoratori era il capo della confederazione degli operai addetti agli spettacoli pubblici, che alcune settimane or sono venne smascherato di aver ricattato con la minaccia di uno sciopero 1½ milioni di dollari dall'industria cinematografica... Questo non sarebbe stato di per sé stesso un fatto straordinario, tenendo conto della mentalità americana. Però egli si scordò di spartire il bottino fra i suoi 125.000 af-

filianti. Non c'è da meravigliarsi dunque se i capi delle organizzazioni sindacali americane desiderano estendere anche all'Europa il loro lueroso sistema.

I metodi da gangster sono del resto le tipiche espressioni accessorie della civilizzazione americana. Secondo i dati forniti dal capo della polizia federale americana, Hoover, negli Stati Uniti vengono commessi annualmente un milione e mezzo di delitti gravi. La media giornaliera si aggira sui dodici omicidi, 151 rapine e 852 furti con scasso. Annualmente vengono sottratti da mani delittuose valori che ammontano a 15 miliardi di dollari. Si dovrebbe credere che, al contrario, il Paese del preteso alto tenore di vita, dell'abbondanza e della «libertà» non sia l'ambiente confacente alla malavita. Alorchè, al tempo del proibizionismo, venne condannato Al Capone, il grande divo fra i gangster americani, fu lecito presupporre che la fase culminante di questo aspetto culturale americano fosse sorpassata. La scoperta, dell'anno scorso, rivelante una «società a. g. l. per delitti» sta invece a dimostrare, che attualmente esistono ancor sempre delle associazioni di delinquenti, al cui confronto Al Capone e John Dillinger appaiono dei veri dilettanti. Poco tempo fa venne arrestato a New York un individuo accusato di omicidio per truffa assicurativa. Alorchè si indagò, il gran pubblico apprese un po' alla volta che quell'accusato altro non era, se non un modesto incaricato di una lugubre «società a. g. l. per delitti», che commetteva su vasta scala simili omicidi per frode assicurativa. Centinaia di donne erano state assunte e sguinzagliate quali richiami col preciso compito di sposare degli uomini che venivano successivamente assicurati ed assassinati. Della società a. g. l. facevano pure parte i medici che rilasciavano i necessari atti di morte, imprese di pompe funebri, amministrazioni di cimiteri, ecc. Le indagini coinvolsero nell'istruttoria una cerchia sempre maggiore di persone per modo che aline non fu più nemmeno possibile stabilire l'esatto numero delle vittime di questa associazione a delinquere.

Tale impresa disponeva di un capitale di parecchi milioni di dollari ed aveva suddiviso i 48 Stati in altrettante zone, controllava bische, case di malaffare, il commercio dei stupefacenti, monti di pietà ed esercitava perfino nei singoli Stati una non trascurabile ingerenza politica. Verso il mondo esteriore gli Stati Uniti lanciano una pubblicità simboleggiata dalla Croce Rossa. Confraternite di beneficenza, istituzioni religiose e associazioni missionarie, fanno ritenere che in un simile Paese di benefattori non esista affatto la delinquenza.

Qual'è la vita culturale degli Americani? La propaganda degli Stati Uniti annuncia con grandigia che quattro milioni e mezzo di studenti frequentano annualmente Università, Scuole superiori e professionali. Un quadro oltremodo imponente. La cosa cambia però aspetto quando esaminiamo più da vicino l'assetto bisogno di scienza di questa gioventù accademica. Le studentesse di parecchie Università vennero interpellate pubblicamente per sapere se durante i loro appuntamenti serali si limitavano solamente a baciare i loro innamorati. Il sorprendente risultato dell'inchiesta stabilì che il 90% delle interpellate ammettevano senz'altro dei rapporti più intimi.

Durante lo stesso periodo fra gli studenti erano di moda delle gare esibizioniste, non già di carattere scientifico, bensì per l'ingoiamento di pesciolini dotati vivi. Che in un simile ambiente educativo la cultura lasci parecchio da desiderare, lo provò un'inchiesta condotta fra gli studenti di una celebre Università, riflettente i maggiori personaggi della storia universale. Solo di Napoleone gli interpellati sapevano tutti qualche cosa. 34% delinearono Oliviero Cromwell un americano, 18% non aveva ancor mai udito parlare di Bismarck, 12% ritenevano che Goethe fosse stato un musicista mentre 73% non conosceva nemmeno il nome di Kant, altri ancora lo credevano un generale tedesco.

Un quadro culturale altrettanto istruttivo si ricava da una visita nei musei americani. Si possono bensì ammirare delle notevoli raccolte, come ad esempio, la Galleria Nazionale di Washington, recentemente inaugurata — una fondazione Mellon — alla formazione dei cui milioni contribuì però tutto il popolo facendo benzina alle «sue pompe». A prescindere però da tali eccezioni, nei musei americani è raccolta della roba orribile. I singoli saloni non sono ordinati con criteri storico-artistici bensì secondo il nome del casuale donatore. Per convincersi che tale variopinto guazzabuglio non frammischia soltanto i doni dei mecenati minori bastava gettare uno sguardo nel palazzo Vanderbilt sito nella Fifth Avenue a New York, chiuso recentemente, che ospitava una raccolta limitata alla pittura francese contemporanea della sua epoca. Si poteva osservare una gran quantità di quadri di pittori sconosciuti, racimolati a qualsiasi prezzo, mentre i lavori di artisti di gran vaglia di quel tempo, ad esempio Manet e Monet, non erano affatto rappresentati.

Un giudizio veramente distruttivo e demolitore sulla pittura americana e sul senso artistico fu pronunciato — involontariamente però — alcuni anni fa dal collegio dei giudici dell'annuale Esposizione nazionale di Filadelfia: il primo premio venne aggiudicato ad un quadro ad olio che, come successivamente risultò, era stato appeso per errore verticalmente!

Pure gli armeni col comitato degli emigranti dimostrano il contrasto fra l'apparenza e la realtà. Da un lato i Rockefeller, i Lamont, i Roosevelt si ammirano reciprocamente nei loro costumi stranieri alle pesche di beneficenza allestite a favore degli emigranti — durante una festa a beneficio degli aiuti per la Cina la sala era addobbata erroneamente con decorazioni giapponesi. D'altro canto fra i gruppi etnici europei residenti negli Stati Uniti i metodi di assimilazione provocano una scissione ed un raffreddamento fra le generazioni che trovano riscontro, quale tragedia umana, solo nella bosevizzazione della gioventù in Russia, praticata negli ultimi 25 anni. Ad alcuni popoli il contrasto fra la realtà e la parvenza della politica americana è apparso sufficientemente evidente durante questa guerra, allorchè le promesse di aiuti fatte da Roosevelt alla Polonia, alla Francia, alla Jugoslavia ed alla Grecia si rivelarono una mera smargiassata.

Il quadro reale che gli Stati Uniti offrono, a dispetto della fittizia facciata esteriore, si addice assai poco per rendere allestirevole ai popoli di cultura europea il sistema di vita americano.

SOS — nel quadrato XY!

Il nostro cronista PK. Jochen Grossmann, che da una base atlantica prese parte ad un volo di salvataggio marittimo, riferisce per i lettori del «Signal» le sue impressioni



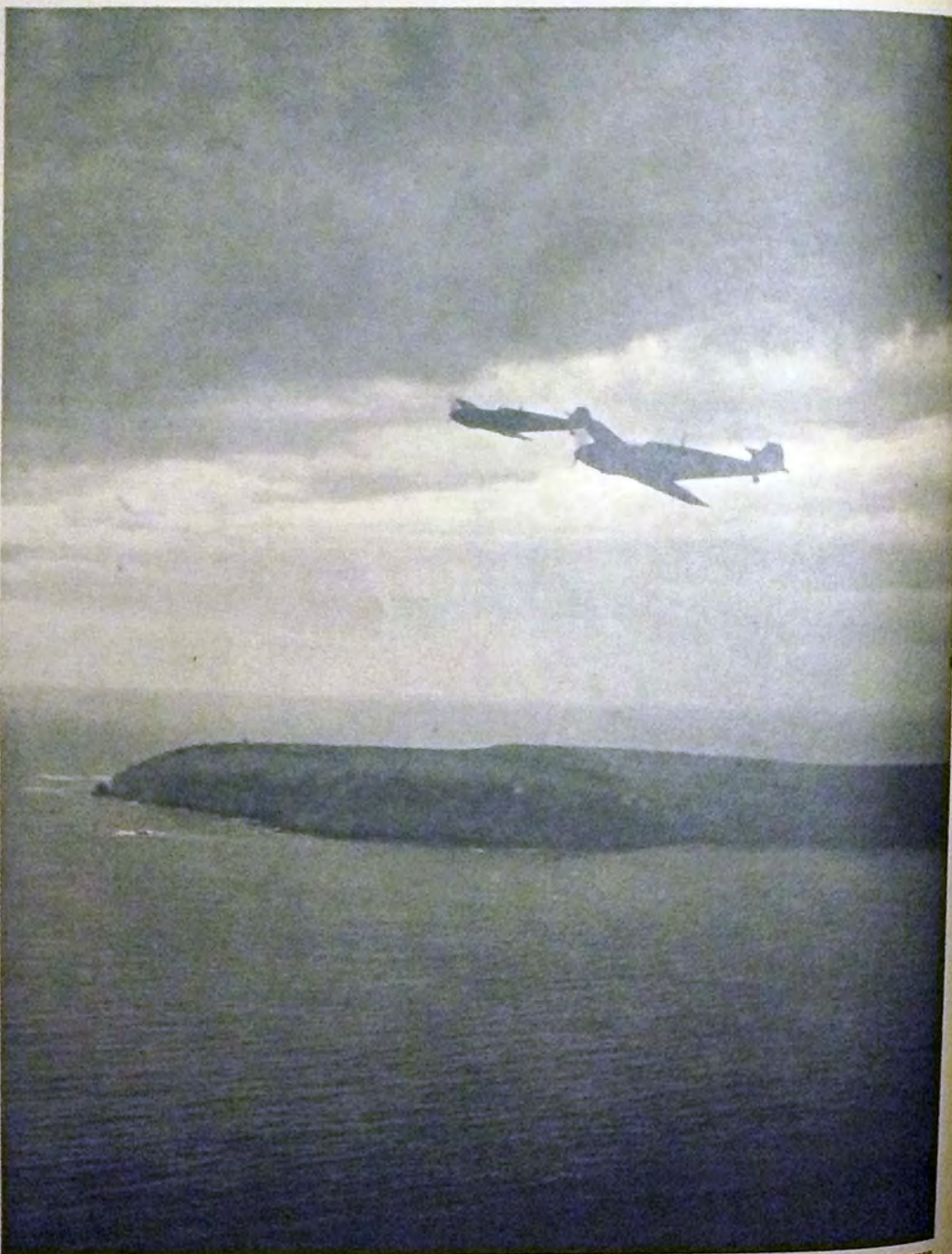
12 Comunicazione della Centrale Servizio salvataggio: «Un aeroplano da caccia pesante germanico con gli impennaggi distrutti in seguito ad un combattimento con un gruppo di cacciatori nemici, è stato costretto ad un ammaraggio di fortuna nel quadrato XY. L'apparecchio è affondato. L'equipaggio va alla deriva nel canotto di gomma. Un secondo caccia si mantiene a contatto.» Il capitano della squadriglia informa: «Partenza immediata con due apparecchi alla ricerca dell'equipaggio in pericolo»

Nelle prime ore di un mattino ancora immerso nell'oscurità della lunga notte invernale, fui chiamato e, scendendo d'un balzo dal letto col pigiama sotto la divisa, mi precipitai verso la squadriglia: partenza per un'azione di salvataggio marittimo! Sull'Atlantico, due camerati di un apparecchio distruttore, che aveva scortato uno stormo da combattimento e che fu costretto ad un ammaraggio di fortuna, dopo un duello aereo con i caccia inglesi, andavano alla deriva. Decollammo con due apparecchi; ci tenemmo al di sotto delle basse nubi lottando contro un forte vento temporalesco; sotto a noi mugghiavano gli impetuosi cavalloni dell'Atlantico. Poder rintracciare con questa mareggiata i due camerati shallottati dalle onde, «sembrava quasi un incarico inadempibile. Già sull'aeroplano, durante la sparatoria, il loro

canotto di gomma era stato colpito e reso inutilizzabile. Ora essi si tenevano a galla con l'aiuto dei loro panciotti di salvataggio: due punti invisibili sulla sconfinata superficie del mare, sconvolta dal vento impetuoso. La vita dei nostri camerati era legata ai nostri sguardi che scrutavano senza posa l'oceano e ai dati di navigazione. Volavamo zigzagando a trecento metri di altezza. Il nostro comandante e capitano della squadriglia, un esperto pilota di torpediniera, consultava incessantemente la carta, gli strumenti di rotta e l'apparecchio radio. Riuscirà l'impresa? Finalmente, dopo un'ora di volo, li avevamo trovati! Noi nell'apparecchio ci scambiammo un sorriso e ci battemmo sulla spalla per esprimere la nostra soddisfazione... Era valso la pena di attendere quell'ora dopo settimane, durante le quali non era «successo» nulla!



8 L'apparecchio di salvataggio è già sospeso al picco di carico. I motori, sempre pronti per un eventuale allungo volo, sono già riscaldati; le situazioni, meteorologica, bellica e atmosferica sono già determinate. La scorta del carburante è stata richiesta, i meccanici ed il personale dell'equipaggio sono stati allarmati: fra sei minuti decolliamo



830 La prossima comunicazione ci raggiunge mentre siamo già in volo. Il secondo caccia che si è mantenuto al di sopra dell'equipaggio naufrago, ci informa che il canotto di gomma, torato probabilmente dai proiettili, è affondato. L'equipaggio costretto all'amaraggio di fortuna si tiene a galla con i panciotti di salvataggio. Il caccia deve allora interrompere la sua attività di osservatore per mancanza di carburante. Per l'ultima volta ci viene trasmessa la sua esatta posizione

833 Abbiamo raggiunto la costa: ecco pure il caccia di scorta! Puntuale, all'ora fissata, incontriamo il caccia di protezione che sventeranno ogni attacco ed ogni insidia nemica durante il salvataggio. È noto che nemica non rispetta nemmeno il simbolo della Croce rossa

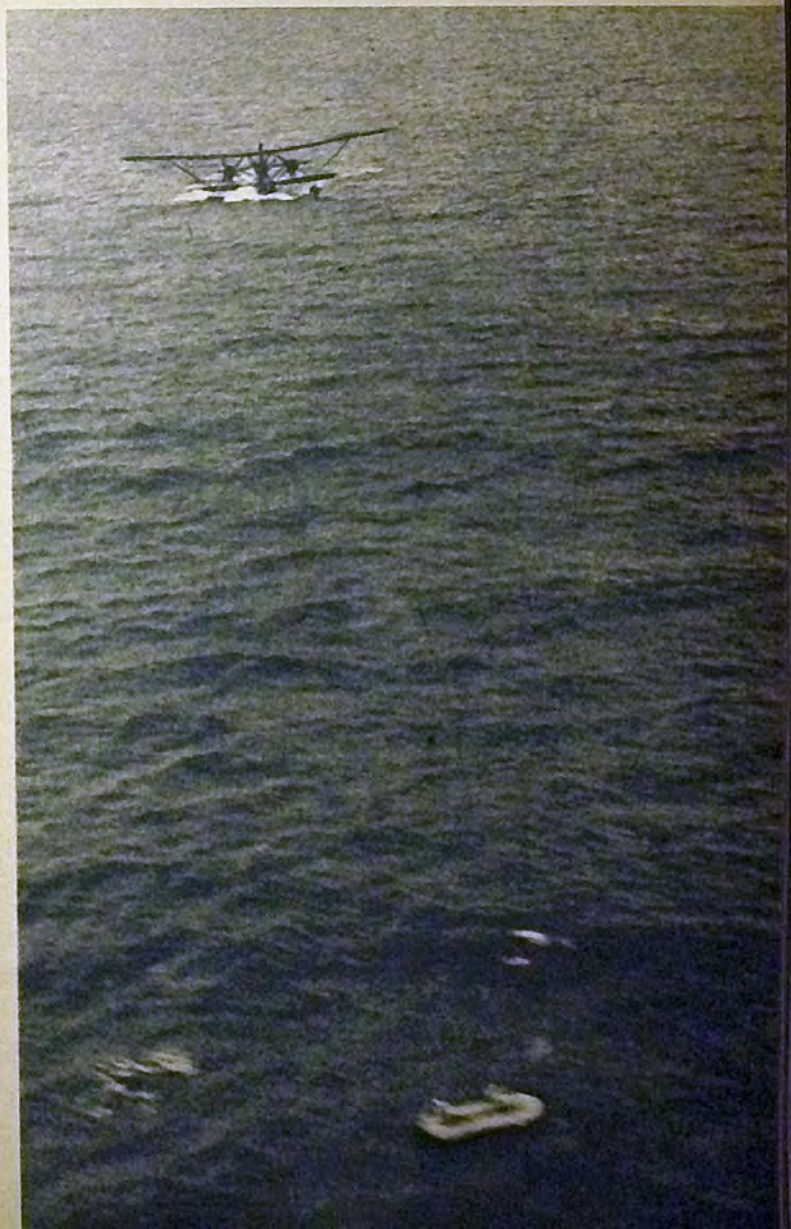


934 Finalmente rintracciati! Fra gli alti mari, il pilota dell'apparecchio scorge per primo i due naufraghi. Scendiamo bassissimi e constatiamo che con un mare così grosso è impossibile ammarare. Con la radio ne avvertiamo l'altro apparecchio di salvataggio, pure intento nelle ricerche, e gli indichiamo la nostra posizione

936 Gettiamo a mare un canotto di gomma. Da uno sportello, attraverso il quale sibila la corrente d'aria, esso precipita verso i camerati portati dalle onde. A causa del mare sconvolto, perdiamo continuamente di vista i compagni che vanno alla deriva: i tutti i portellini dell'apparecchio sono occupati dagli osservatori



958 Il secondo apparecchio ci raggiunge. Con continue indicazioni radiogoniometriche abbiamo guidato l'apparecchio di salvataggio fino alla nostra posizione. Questo aeroplano è specialmente adatto per ammaraggi col mare grosso. Sappiamo che è pilotato da un pilota assai esperto: il salvataggio riuscirà certamente!



10⁰² L'apparecchio ammara a grandi sbalzi. I camerati, che nel frattempo hanno «abbordato» il canotto di gomma, agitano le braccia; l'aeroplano di salvataggio ammara tracciando lunghe strisce spumose. Il salvataggio riesce.

Il nostro pilota, maresciallo capo J. Dopo essere stato gravemente ferito, con cicatrici di ustioni alle mani ed al collo, ha ripreso il servizio nella squadriglia di salvataggio. Il suo occhio acuto ed il suo ardimento salvarono finora la vita ad una cinquantina di camerati. Durante un'azione di salvataggio, il suo apparecchio, chiaramente contraddistinto da una croce rossa, venne attaccato da preponderanti forze nemiche e s'incendiò. Il maresciallo capo J., riuscì ad ammarare col suo apparecchio che dopo pochi secondi era completamente in preda alle fiamme, e salvò tutto l'equipaggio





Légion des
Volontaires
Français
contre le
Bolchevisme

PER L'EUROPA...

Il cronista PK del «Signal», il Sonderführer Hanns Hubmann, visita la Legione dei volontari francesi sul fronte orientale e segue due compagnie durante un attacco che si svolge in un bosco. La sua cronaca ci mostra come le compagnie abbiano assolto il loro compito su un terreno impervio, superando l'accanita resistenza nemica



... sono il soldato Sempreallegro», così si presenta al cronista uno dei fanti della Legione dei volontari, con cui egli fa la conoscenza. Il giorno seguente, durante un combattimento, questi si rivela un ragazzo di legato eccezionale. Il legionario più anziano (sotto) si presenta: Sergente Comle de Gournay. Egli è un uomo ricco, affluondista, uomo d'affari e sindaco di Gournay nella Normandia. Ma quando si decidono le sorti dell'Europa, egli vuole esser presente e sempre in testa



Nell'accantonamento: una lettera prima dell'attacco...

Hanns Hubmann, il nostro cronista di guerra, fa la conoscenza con i fanti della Legione dei volontari francesi

Leon, il legionario più giovane, parla correntemente il russo



«Un'opinione politica non dev'essere soltanto propagata, essa dev'essere anche propugnata», afferma Jacques Doriol, sottotenente della Legione, fondatore e dirigente del Parti Populaire Français. Nell'anno 1925 egli, che sino allora fu un'esponente del partito comunista, ritrovò la via giusta della Patria. Il combattente politico si è affiancato ai veterani dell'Esercito francese, come per esempio il maresciallo capo Maurice Huet, il cui petto è decorato con molte medaglie





L'ordine d'attacco è giunto

Il «Signal» segue la Legione dei volontari francesi durante un combattimento in un bosco: la sera precedente l'attacco, i pezzi leggeri della fanteria vengono portati nelle loro posizioni di attesa



Un cannone pesante di fanteria viene messo in postazione. Il mattino seguente una sorpresa di fuoco dovrà preparare l'azione



Un esame della situazione: il comandante della Legione dei volontari francesi, colonnello Roger Labonne, studia la carta. Gli sta accanto il tenente Jean Fontenoy, esponente del Mouvement Social Revolutionnaire



Al mattino seguente:

Le due compagnie della Legione dei volontari francesi, uscendo dal bosco, si spiegano su un ampio fronte per l'attacco. Sono le 12. La radura, oltre la quale deve svolgersi l'azione contro le mitragliatrici sovietiche, è larga 200 metri. Il termometro segna 23 gradi sotto zero. Un vento gelido soffia sul campo. I cristalli di neve sollevati dal turbine pungono inesorabilmente la faccia e gli occhi; ma ancor più inesorabilmente fischiano sopra le nostre teste i proiettili delle mitragliatrici sovietiche! I 200 metri vengono superati d'un balzo e poi le baionette francesi luccicano nei nidi di resistenza sovietici. L'irruzione nella zona boschiva, che dev'essere sgombrata dal nemico, è riuscita

Il nostro cronista PK. Hanns Hubmann racconta: Ricevetti l'ordine di fornire al «Signal» una fotocronaca sulla Legione dei volontari francesi. L'incarico mi ha procurato speciale piacere. Che dei Francesi combattono con uniformi e armi tedesche, fianco a fianco con i soldati tedeschi è certo uno dei più singolari

avvenimenti di questi tempi così ricchi di eventi! Mio padre è caduto durante la guerra mondiale, combattendo contro i Francesi; mio nonno nel 1870 si trovava dinanzi a Sedan. I Francesi per me non erano altro — come del resto noi per loro — che i tradizionali nemici. Contemporaneamente nutritivo, come ogni tedesco,

il massimo rispetto per il valore militare di questa Nazione. Io so bene che ai Tedeschi è sempre dispiaciuto di non poter trovarsi fianco a fianco con i Francesi. Ora, all'alba di una nuova Europa, ciò è raggiunto ed io ho il privilegio di essere presente. Al Quartiere francese l'ambiguità della mia situazione è immediata-

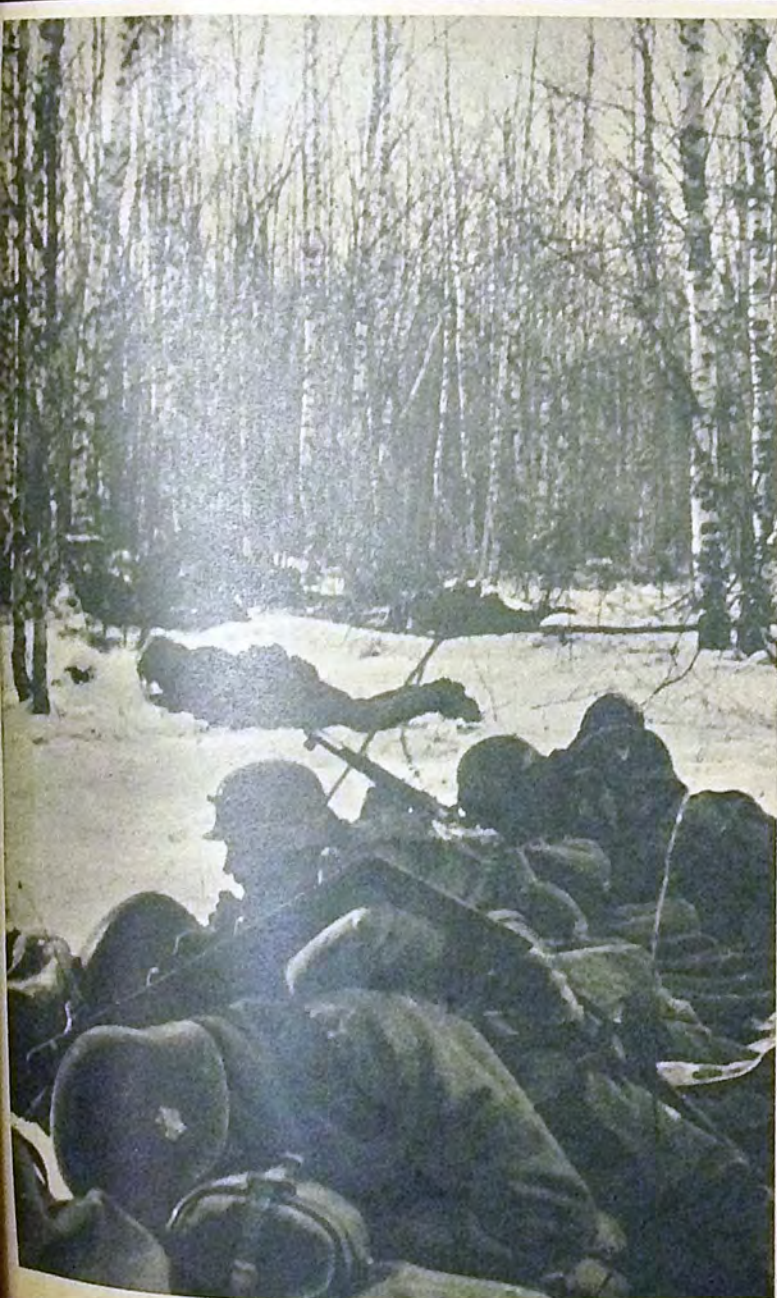
mente fugata da premurose cortesie. Sorrisi ed attenzioni mi accolsero e crearono intorno a me un'atmosfera intima. Ben presto i Francesi ed io divenimmo amici ed ora, trascorsi i primi giorni della battaglia nel bosco, so che essi sono realmente i valorosi soldati di cui mio padre ed il nonno mi narravano.



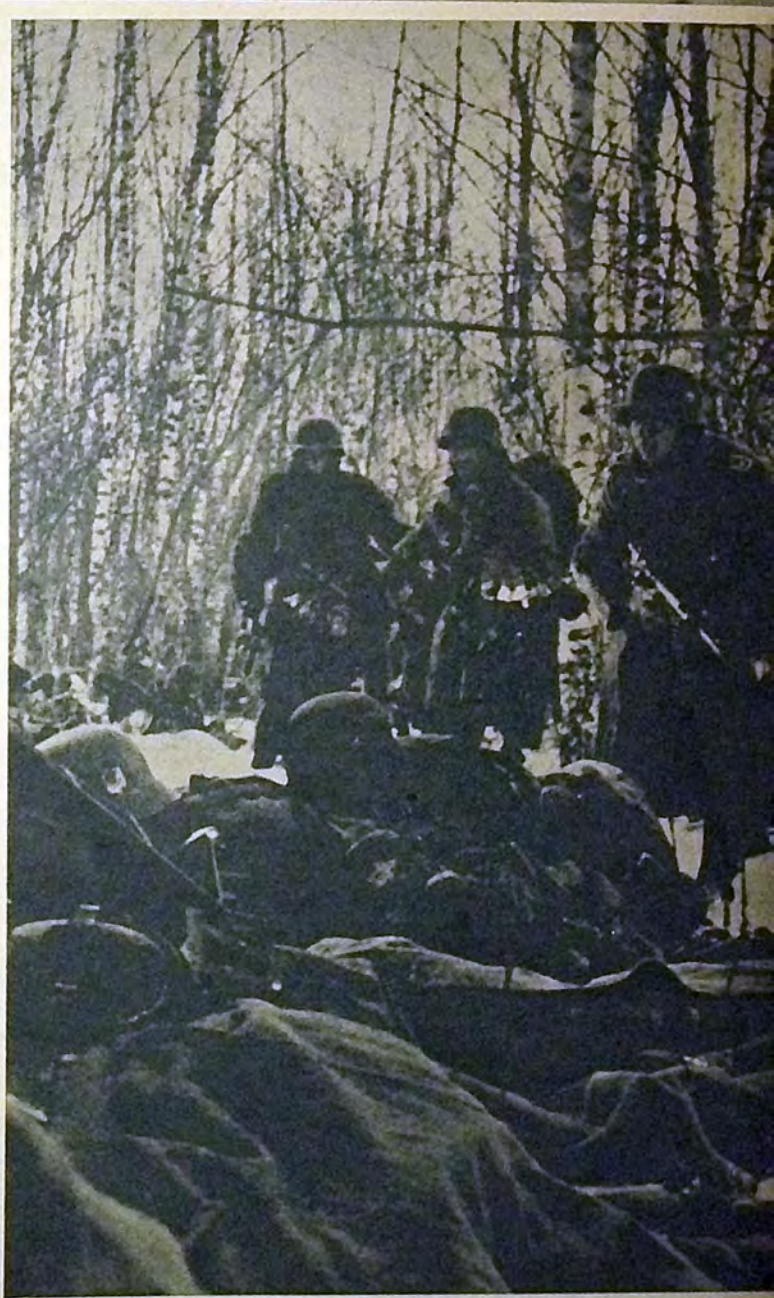
Dieci metri dietro il primo fuciliere: segue la prima mitragliatrice. Ai due mitraglieri non era dato di sopravvivere al mattino seguente



Davanti alla seconda linea sovietica: L'attacco si è arrestato. I due comandanti di compagnia, tenente Dupont e tenente Jeneste, si consultano circa la nuova situazione



Durante la breve riunione degli ufficiali, i fanti nel bosco devono sostenere un nutrito fuoco di lanciabombe



Alcuni minuti dopo: l'attacco contro la seconda linea ha inizio. Già alcuni mitraglieri, cautamente, avanzano. L'azione prosegue



Il bosco è rastrellato

Il margine del bosco. L'obiettivo prefisso, è raggiunto. La lotta per la conquista della boscaglia, profonda un chilometro e mezzo, è durata tre ore. Ora, dinanzi agli uomini di punta si estende un terreno privo di alberi.



Alla stessa ora, trecento metri più a sinistra: Anche là, il gruppo di testa dell'altra compagnia ha raggiunto combattendo il margine del bosco e lo oltrepassa inseguendo il nemico. Ad un tratto la vampata rossa di un lanciafiamme investe i fonti del gruppo: in pochi istanti, un mitragliere appostato ha riconosciuto la situazione ed individuato la posizione dell'avversario. Alcune inesorabili raffiche dell'arma — e del lanciafiamme non rimane che una nube nera che si dilegua lentamente. → Più tardi il sottufficiale Crupaut, comandante la squadra, racconta la sua avventura col lanciafiamme. ← Egli pure è stato raggiunto dal fuoco. Tutto unto, col volto e le mani ustionati e con la pistola tuttora impugnata, sta dinanzi ai suoi camerati. La loro mitragliatrice è scattata al momento opportuno



Un prigioniero viene avviato verso le retrovie. Non ne vennero catturati molti, la lotta fu troppo aspra



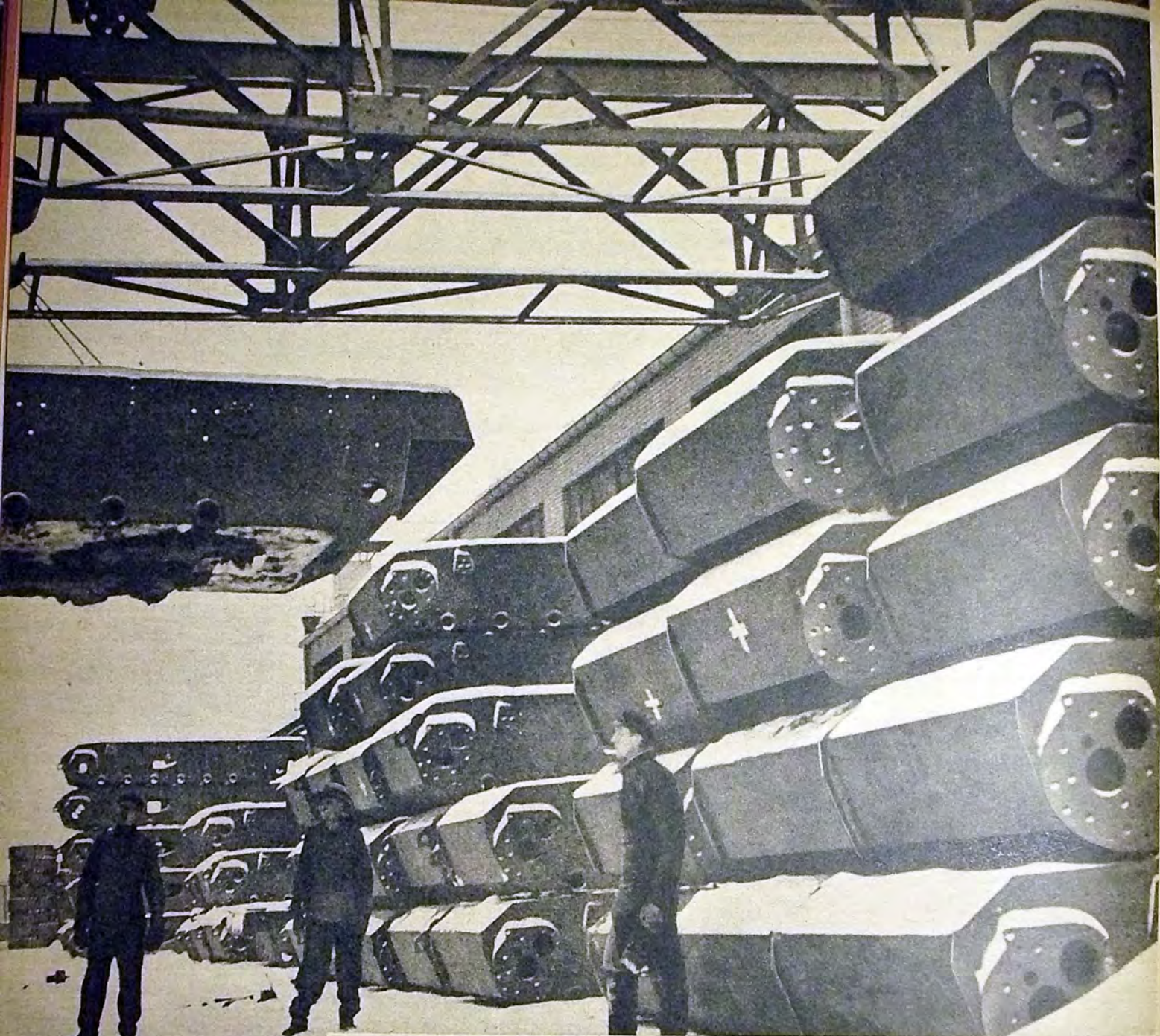


beri, che declina dolcemente verso un fiume. Sull'altra sponda, attraverso la tormenta di neve, si distingue una linea di fortini e più oltre si intuisce un altro bosco. Da lì i Soviet aprono un fuoco irregolare di mitraglia, d'artiglieria e di carri armati contro il margine del bosco raggiunto dai Francesi. Sono le 15



Alla stessa ora, trecento metri più a destra: Pure qui la mèta della giornata è stata raggiunta. All'incerta e scialba luce del giorno che sta per spegnersi, e attraverso il nevischio, agli sguardi dei lanti appare un villaggio. È in fiamme: qui Stukas tedeschi hanno coadiuvato le truppe francesi, tempestando di bombe le posizioni d'attesa e le linee avanzate dei bolscevichi. La nuova mèta invita ad un nuovo attacco, ma già scende la notte. I cannoni tacciono, ed i colpi di piccone risuonano sul terreno congelato: gli avamposti si scavano delle fosse di protezione sul margine del bosco conquistato; i camerati trasportano i feriti verso le retrovie





Davanti alle sale di montaggio. Le intelaiature si accumulano nei cortili dello stabilimento

Quanti carri armati produce l'Asse?

La nostra fotografia in alto mostra 40 «chassis» di carri armati. Ma l'immagine non è che un ritaglio di un quadro molto più vasto, poiché lo stabilimento ha molti cortili e sale, in cui i carri armati stanno allineati in interminabili file. L'Europa possiede parecchi di questi stabilimenti, nei quali si lavora senza sosta, giorno e notte. Insomma, quanti saranno i carri armati...? Vi sono certo delle persone che li contano, ma esse sanno tenere l'acqua in bocca...

Nelle sale. Alla luce abbagliante della fiamma ossidrica i carri armati ricevono l'ultima ribintitura
 Fotografe / Cronista di guerra PK. Pábel



Fraternità d'armi nella solitudine glaciale

Un episodio della guerra nella Carelia orientale, raccontato da Curt Strohmeier in base al rapporto dell'Aspirante ufficiale finlandese Jakko G.

Al pallido chiarore lunare, nell'immensità opprimente del paesaggio nevoso, solitudine incorniciata da silenti e foschi alberi, luccica un nastro d'argento. È la ferrovia di Murmansk, calvario di sangue e di lacrime, cementato dagli scheletri di vittime innumerevoli.

Gli uomini della pattuglia finlandese sostano un istante presso la tragica ferrovia impastata di carne umana, guardando

alla Guardia confinaria. Gli uomini della Guardia finlandese non hanno paura nemmeno del diavolo.

È notte. L'aspirante ha occhi di lince. Al polso sinistro, sopra la manica, porta affibbiata la bussola. Gli uomini scivolano senza far rumore sui loro sci. L'aspirante batte la pista. La neve non è ancora molto alta: quindici o venti centimetri al più. Procedono in fila indiana. Gli sci ricalcano

due» mormora l'aspirante, riprendendo la marcia. Gli sci mandano uno stridore somnesso; intorno, la foresta è immersa in un silenzio che riuscirebbe pauroso a chi non vi fosse avvezzo come quegli uomini. L'aspirante interrompe di nuovo la corsa. No: stavolta è un alce. È l'orma di un animale in fuga, e per questo è così allungata. Vi si distingue l'impronta degli zoccoli posteriori. Un passo più in là si vede

il cammino, con le armi pronte. Davanti a loro si stende la palude coperta di neve. Ma che è, laggiù? Il capo della pattuglia si arresta di nuovo. È una pianta di ginepro? No, è un uomo! Proprio un uomo. No: sono due.

I Finlandesi si sono gettati a terra, dissimulandosi nella neve. Gli ultimi della pattuglia si fanno un poco avanti, imbracciando i fucili. Spetta al comandante



con una certa inquietudine nel nulla da cui viene la strada ferrata, nel nulla in cui si dilegua. Nei loro bianchi cappotti da neve sembrano dei fantasmi; poi d'improvviso si disperdono, depongono i pesanti sacchi da montagna, si liberano dagli sci. I loro picconi suscitano stridori e tonfi, mentre i pytkorvos — i fucili finlandesi — stanno pronti a portata di mano. Rapidi tornano a scostarsi dalle rotaie. «Hyvå on» dice uno: «Va bene». Il bagliore di un fiammifero. E in breve i Finlandesi sono scomparsi fra gli alberi silenti del deserto paesaggio invernale. Quando dodici detonazioni si susseguono, essi sono già tanto lontani da distinguerle appena. Devono coprire sessanta chilometri sulla via del ritorno, e non è rossa da poco. Non debbono percorrere la stessa via che all'andata: i bolscevichi, all'alba al più tardi, la scopriranno di certo.

L'aspirante procede in testa. Appartiene

la prima traccia con tale esattezza, da lasciarla intatta. Il loro passo è elastico e vigoroso: ognuno si è alleggerito di trenta chili di esplosivo. Ci vuole attenzione estrema, giacché anche i bolscevichi, naturalmente, si sono accorti che ora si possono superare impunemente paludi e laghi. I militi confinari rossi sono gente indiatolata. Bisogna tener gli occhi bene aperti...

L'aspirante si arresta di colpo. Sibila a denti stretti, mentre il suo volto duro, solcato da rughe profonde, assume un'espansione quasi ansiosa. Anche i suoi undici uomini si arrestano. Che ha l'aspirante? Egli si china; crollando il capo, accende un momento la lampadina... In quell'istante distinguono tutti, alla sua luce, una traccia umana.

I pini sono coperti d'un lieve manto di neve; cielo e terra mandano una luce incantata. Che traccia è quella? «Sono

la pista di un lupo; ma indica un trotto moderato: il lupo non ha fatto che seguire un po', voglioso, l'alce. Tanto, lo sa, che non l'agguanta...

Ma lì, lì! L'aspirante frena così bruscamente la sua corsa, che il sottufficiale, che lo segue, quasi lo investe. Ecco di nuovo le due orme umane: impronte di due scarponi di forma singolare, segno di un'andatura stanca e strana. E là? Là uno dei due dev'essere caduto. L'aspirante seguita a crollare il capo. Nei suoi anni di milizia gli sono occorsi mille casi, ma quelle due orme sono impressionanti. Piantate attraverso la via del ritorno della pattuglia, che si orienta rigorosamente sul compasso, sembrano minacciare sventura. Enigmatiche, sono come una muta invocazione di soccorso in quel deserto nevoso, il più vasto d'Europa.

La foresta dirada, i Finlandesi riprendono

d'aprire il fuoco; ma qualcosa lo trattiene dal farlo. Gli viene in mente che quelle tracce potrebbero anche non essere di fanti bolscevichi: erano orme di scarpe eccellenti, probabilmente scarpe di feltro con la suola di cuoio. Ad ogni modo, chi si aggira da queste parti non può essere altro che un nemico. L'aspirante non ha mai provato un'esitanza simile. Già alza la pistola mitragliatrice, quando ode una voce, che dice: «Russi o Finni?»

«Finni»? Egli ha già udito altra volta questo vocabolo. È la parola tedesca per dire «Suomi», Finlandesi. Sarebbero dunque due Tedeschi? L'aspirante resta immobile. Nessuno dei suoi uomini parla tedesco. Una voce foca, di laggiù, si fa sentire ancora nella notte invernale: «Suomi? Suomi?»

«Kylle»? risponde l'aspirante, senza abbaudonare con gli occhi la mira. «Kylle»

Continua a pagina 41



Sotto il sole implacabile un contadino arabo si avvia cavalcando verso l'ombra dell'oasi / Nelle vaste distese della tundra, al di là del limite della vegetazione arborea, una slitta trainata da una renna, procede solitaria: un avamposto tedesco dà il cambio ad un suo camerata. I nostri cronisti della PK. sono ovunque presenti *Fotografie PK dei cronisti Dick, Ehlert*





Da una «cicogna Fieseler»: su una strada interminabile, interminabili colonne di prigionieri



Aspetti quotidiani del fronte Est

Alltag des Ostkrieges

Fotografie PK: Cronista di guerra Hanna Hubmann

Nella postazione della batte-
ria: sono giunte le granate da 21 cm

In der Batteriestellung:
21-cm-Munition ist angekommen



La traiettoria della granata: il proiettile di un'obice da 15 cm disegna la sua traccia nel cielo. In basso: L'attimo della spara di un obice da 21 cm sul cannoneiere mentre tira la cordicella di sparo

Der Weg der Granate: Das Geschöß einer 15-cm-Feldhaubitze zeichnet seine Spur in den Himmel. Unten: Die Abschußsekunde des 21-cm-Mörfers: Der Kanonier reißt eben den Schuß ab





Sulle sponde dell' Egeo

Am Strand des Ägäischen Meeres

Pantomime e danze in costumi dai colori smaglianti: cure assistenziali delle Forze armate tedesche per i feriti e per gli affetti da malattie tropicali di un convalescenziario

Spiel und Tanz in farbenprächtigen Gewändern: Truppenbetreuung der deutschen Wehrmacht für die Verwundeten und Tropenkranken eines Genesungsheimes

Fotografie PK, del cronista di guerra Dick



IL CUOCO DI BORDO DI BANGKOK

Si era nel 1830 o giù di lì, quando il cuoco del *trealberi* «Luisa», che toccando Bangkok faceva rotta per Hongkong, non fece ritorno a bordo al termine del permesso accordatogli. Il veliero doveva salpare con la marca del mattino, e l'assenza del cuoco Federico Bolling non fu notata se non quando la guardia di dritta, levata l'ancora, scese nella cambusa per prendere il caffè. Trovò la cambusa vuota, le marmitte e le stoviglie rimesse in ordine, e il mozzo che stava cercando il suo principale. Non trovarono il cuoco né ubriaco nella cabina, né alle provviste: nessuno l'aveva veduto ritornare a bordo. Dopo essersi sfogati in imprecazioni e dopo aver promosso a cuoco un marinaio di Lubeca, il quale asseriva che il suo naso l'avvertiva immediatamente se i ceci si attaccavano, Bolling fu abbandonato al suo destino.

Questi, a passo lento, ammiccando sotto il sole ardente, arrivò al molo quando già la «Luisa» ballava, al largo, sulle prime creste spumose. Guardò stupito l'ancoraggio deserto. Il suo ultimo ricordo era quello di una piccola ballerina del Cambogia, color cioccolata, che gli versava instancabilmente un liquore dolce e forte in certe minuscole ciotole di porcellana, ch'egli era più lesto a vuotare che non lei a ricolmare. E mentre contemplava le acque oleose del Menam, che rispecchiavano l'immagine deformata della cuspidi d'oro d'una pagoda, si ricordò che la sua nave doveva salpare approfittando della brezza mattutina.

Si frugò in tasca, ma non vi trovò più nulla di simile a una moneta. Le piccole ballerine della casa di bambù avevano certe dita, lievi come un venticello di maggio. Avevano trovato perfino un'ultima moneta d'oro, ch'egli aveva cucito per precauzione nella cintola dei calzoni. Non gli avevano lasciato che un misero mozzicone di tabacco, di cui ora strappò un pezzetto coi denti. Non serbava loro rancore: avevano cinguettato intorno a lui come un garrulo sciame di variopinti uccelletti, e, pur non intendendo quel cinguettio, egli aveva sentito la loro epidermide, calda e morbida come la pelle di un'agile bestiola. Avrebbe trovato imbarco su un'altra nave: a Bangkok ne approdavano sempre. L'equipaggio della «Luisa» si sarebbe invece accorto, se un altro avrebbe avuto, come lui, sempre pronta una tazza di caffè bollente, e al comandante sarebbe certamente mancato chi gli sfornava le brune e crocchianti focaccine di patate grattugiate.

Qui si arrestarono, per il momento, le sue riflessioni; sempre più desto di minuto in minuto, vide che nel porto c'era soltanto una goletta, che, con la sua attrezzatura grigia e corrosa dal sale, gl'ispirava poca fiducia. Ma, poiché aveva fame, si fidò del proverbio che dice: se Dio ti dà uno stomaco, ti dà anche da mangiare. Si voltò dunque, risoluto, e non tardò ad ingolfarsi di nuovo nel dedalo di angusti vicoli che lo avevano già accolto la sera prima.

Guidato dal suo buon fiuto di cuoco, giunse all'ingresso di una taverna, vigilato da due pupazzi di legno dipinti a vivi colori. L'uno raffigurava un affamato che, smunto, fissava con gli occhi sbarrati vari vassoi su cui s'era un assortimento di piccole torte di riso tutte inzuccherate, pezzetti di pesce

natanti nell'olio bollente ed un porcellino di latte sventrato e arrostito. L'altro era un grassone, che con aria soddisfatta se ne stava accoccolato sui talloni, accarezzandosi il rotondo ventre. Bolling contemplò quei due emblemi della fame e della sazietà, aspirando con voluttà gli odori dolci e forti che salivano dai piatti.

Il cinese To Fo, padrone dell'osteria, uscì dal locale tenebroso in istrada, per esaminare l'avventore che pareva sostare incerto davanti alle sue vivande. Era un ometto rinsecchito, che sembrava avesse fatto del simulacro della fame il suo nume tutelare; aveva radi baffetti spioventi e certi occhi neri che parevano perle di vetro. S'inchinò anzitutto ossequiosamente davanti al presunto avventore e, borbottando qualche parola d'inglese, l'invitò con un largo gesto a fargli il grande onore d'entrare. Allora soltanto considerò con maggiore attenzione il cuoco, che stava riflettendo se non fosse il caso di accettare l'invito, contando poi sul vigore dei propri pugni. Il cinese, coi suoi occhietti rotondi, cercava dappertutto quei galloni d'oro, stretti o larghi, dal cui numero voleva valutare la gente di mare. Ma lo sconosciuto non ne aveva di nessuna specie, e nemmeno faceva sonare nelle tasche le monete, come è abitudine di quei diavoli stranieri dai capelli rossi.

To Fo si ritirò adagio dietro i suoi due pupazzi, pronto ad alzar la voce se al forestiero fosse saltato in mente di mettere senz'altro le mani sulle torte di riso, cosa già accaduta altre volte. Invece quel diavolo dai capelli biondi scarnigliati, dalla faccia ardente come il sole al tramonto, fece un gesto che il cinese comprese subito. Dopo avere accennato alle vivande che aveva davanti, rivoltò le sue tasche, mostrando a To Fo che non contenevano altro che un ultimo avanzo di tabacco, e poi additò il porcellino di latte. Questa conclusione suscitò nel cinese uno stupore smisurato. Voleva colui comprare senza denaro? Dove mai si costumava così? To Fo fu sul punto di lanciare il suo grido d'allarme, che avrebbe fatto accorrere all'istante i suoi servi armati di bambù, quando il gigante rubicondo si mise a ridere e incominciò a parlare nella sua lingua, sonante come un acciottolo di marmite. Le parole erano accompagnate da gesti così violenti, che il cinese arretrò ancora di più. L'altro,



dopo aver additato le torte di riso, fece l'atto di lavorarne la pasta molle, schioccando la lingua; accennò al porcellino e al pesce e fece l'atto di girare e tagliare; rimostò del grasso immaginario così da ridurlo a schiuma e ne saggiò la consistenza, intingendovi il dito e provando a lanciarlo via; se il grasso restava appiccicato al dito, era lavorato a dovere. E, così facendo, non cessava di additare se stesso e To Fo.

Il cinese, sulle prime, ebbe ancor più paura. Che uno spirito maligno fosse entrato in corpo a quel diavolo rosso? Poi colse a volo qualche parola, che credette di comprendere e da cui dedusse che colui gli offriva i suoi servigi e pretendeva d'essere cuoco come lui; gli si offriva dunque il vantaggio di avere un cuoco a buon mercato.

To Fo si fece allora più avanti, sotto l'affamato e il sazio, si avvicinò a Bolling e incominciò le trattative. Convennero che il cuoco di bordo avrebbe avuto da mangiare, a patto che sapesse cucinare, friggere e arrostito. Da mangiare, sì! Ma qui To Fo si fece vicino vicino alle tasche, sempre rivoltate, dell'altro, le additò tutte quante, fece l'atto di contar denari e scrollò energicamente la testa scarna. Gioè: Bolling avrebbe avuto da mangiare, ma niente paga. Ma poiché il cuoco, per il momento, non pensava che a diventare, da affamato che era, sazio, accettò il patto, per quei pochi giorni che avrebbe potuto tardare a trovare un nuovo imbarco.

Tese la mano, e il cinese vi mise il pollice e due dita, che facevano l'impressione di unghie d'uccello. Poi disse a Bolling che lo seguisse; lo guidò, attraverso il locale dell'osteria, in un cortile ingombro di rifiuti fra cui grufolavano alcuni porci neri ed irsuti e svoltò verso un edificio laterale, dal quale saliva il fumo d'un fuoco di legna, misto a vapori graveolenti. In cucina confabulò con diverse facce gialle e con un donnone intento a tagliare dell'alga in piccole strisce.

Quindi gli passarono una ciotola piena di riso e di carne pepatissima, su cui egli si gettò senz'attendere altro.



To Fo uscì dalla cucina e Bolling notò che la grassona seguiva con gli occhi ogni sua mossa. Mangiato che ebbe, ella gli diede un coltello e un tagliere ed egli incominciò a tagliare, come faceva lei, i lunghi filamenti dell'alga molliccia, che veniva cucinata come verdura.

I pasti erano abbondanti e il suo padrone, To Fo, pur facendolo sempre vigilare dalla grassona, sembrava deporre a poco a poco la sua diffidenza verso un uomo che lavorava senza chiedere un soldo. Quando la notte era tanto innanzi che la luna color del miele spuntava al di sopra dei bambù, dietro il cortile, la grassona chiudeva la cucina e il lavoro era terminato. Bolling, sazio, gironzolava pigramente verso il porto, s'informava se c'erano bastimenti, ma del resto non poteva divertirsi gran che, mancandogli i denari per le ballerine. Si meravigliava egli stesso di ritornare sempre da To Fo, invece di presentarsi ai comandanti delle navi. Ogni giorno avrebbe potuto piantare in asso il padrone, e ogni giorno ritornava. Poteva mangiare quello che voleva: il donnone e To Fo lasciavano ogni cosa alla sua portata. In cambio, egli inventava piatti nuovi, che valsero a To Fo una certa rimaanza. Le tortine di riso, per esempio, non si limitò a cospargere di zucchero per poi abbrustolirle, ma, preparata una pasta di miele, zucchero, cannella e torlo d'ovo, ve le tuflava lasciandole imbevver ben bene, per servirle infine dopo un'ultima rapida cottura. Oppure le farciva di carne bollita, ve ne aggiungeva di cruda con spezie, ungeva d'olio le tortine, le abbrustoliva vivamente e continuava a tenerle al fuoco, così che il riso s'imbevvesse del sugo di carne, fino all'ultima stilla.

Tali esperimenti lo tennero occupato fino a che non venne la sua giornata infuata. Chiusa la cucina, egli, come tutte



le sere, se n'era andato a passeggiare verso il fiume, ma s'era fermato davanti a una casa da cui veniva il suono flebile dei liuti cinesi col tintinnio metallico dei tamburelli. Quando la tenda che mascherava la porta si sollevava, lasciando entrare od uscire un visitatore, egli distingueva la sagoma slanciata delle ballerine. Si allontanò indispettito. Domani avrebbe ottenuto denaro dalla faccia gialla, o se ne sarebbe andato! Forse lo poteva trovare adesso ancora desto. E poi avrebbe potuto andare liberamente, come tutti, nella casa delle danzatrici, gettando per saluto ai musicanti, che accoccolati a terra strimpellavano il loro monotono tuang-tuang, una manciata di monetine di rame. Allora sì, che le ragazze sarebbero accorse come uno stormo di colombelle!

Tornò dunque alla sua osteria, ormai chiusa. Il cortile era deserto, illuminato dalla luna; i porci mandavano ogni tanto aspri grugniti. Del cinese nessuna traccia. Il chiaro di luna, nel cortile, era così vivo che il cuoco n'era quasi abbagliato, mentre, sostando, si domandava se non fosse il caso di picchiar tanti pugni sulle pareti della casa, da farne uscire To Fo. Poi la stizza gli suggerì un altro estro. Aprì la porticina del porcele, cacciando nel cortile le bestie sorprese. Si scrollarono in quel chiarore inatteso, strillando e sbuffando, e presero a grufolare tra le immondizie. Non era quello che Bolling voleva; impugnata la lunga canna di bambù, che serviva di solito a spingere i suini nel porcele, si piantò nel mezzo del cortile, e, illuminato in pieno dalla luna, prese a far galoppare le bestie, a suon di bastonate, maledicendo la sorte che l'aveva ridotto a far da cuoco per quel sordido cinese.

Tra lo schiamazzo dei porci e le imprecazioni del cuoco, nella palizzata si schiuse un uscio, dal quale si affacciò una figura che attrasse l'attenzione di Bolling, al vedere che i porci le si affollavano intorno, quasi cercando protezione. Le imprecazioni gli si gelarono sulle labbra, come alla vista d'uno spettro. Ma non era altro che il cinese, che lo fissava coi suoi occhietti immobili. Quello che fece annutolare Bolling fu l'abbigliamento fantastico di To Fo. Mentre, di solito, egli indossava un sudicio camiciotto blu, ora si presentava in una splendida veste color d'oro, dalle ampie maniche spioventi, ricamata in verde. Sul cranio calvo troneggiava un berrettone a diversi ripiani, simile alla cuspidi d'una minuscola pagoda, ricoperto di lamine d'oro e di perle. Impugnava una scimitarra lunga e sottile. Il cuoco dimenticò la sua collera, e To Fo, che senza far parola ricacciò i suini nel porcele, movendo alcune volte appena la sua arma, squisito equal-



mente nuto attraverso la siepe di bambù. In breve il cortile tornò ad essere immerso nel silenzio, tanto che Bolling dovette raschiarsi forte la gola e sputare, per assicurarsi di non aver sognato.

Bolling si chiedeva incuriosito: che può mai nascondere dietro lo steccato questo magro figlio del Cielo, tutto in gala come fosse il cuoco dell'imperatore? Faceva la guardia ad un tesoro, o danzava in cospetto della luna piena? Bolling si avvicinò cautamente, scobechiò la porta dalla quale era scomparso il cinese, porta di cui non aveva mai notato l'esistenza, ma sulle prime non vide altro che l'ombra fitta dei bambù. Evitando ogni rumore, vi si nascose: distinse soltanto di trovarsi in un secondo cortile più vasto. Avanzò adagio adagio verso il margine del boschetto, giungendo là dove la luna abbagliante ne limitava con taglio netto l'oscurità. Lo spiazzo appariva completamente inutilizzato, il suolo era compatto e sgombro. Quando i suoi occhi si furono abituati a quella luce bianca, scopri che anche quel cortile era cinto da un boschetto di bambù. Davanti a lui si ergeva qualcosa di lucente, di forma indistinta. Mentre rifletteva come vi si poteva avvicinare senza attraversare lo spiazzo libero, percepì flebili suoni, simili a quelli che venivano dalla casa da tè dove voleva ritornare. Ancor più incuriosito, il cuoco vide che la luna, calando a poco a poco, segnava un breve orlo di tenebra lungo il fitto steccato del cortile. Seguendolo, egli avrebbe forse potuto giungere, non visto, sino al punto da dove partivano quei suoni, ormai ben distinti.

L'ombra non era larga abbastanza per la corporatura massiccia di Bolling. Tuttavia egli si avvicinava sempre più a quell'indistinto lucente dorato e udiva sempre meglio quei suoni. Infine, quando si arrestò, gli apparve un piccolo edificio rotondo, fatto di canne di bambù dorate, con un tetto rosso appuntito. Dalle finestrelle trapelava una luce mite; il liuto ora taceva, e soltanto quando qualcuno, là dentro, si muoveva, si udiva un tintinnio di campanelli, ch'erano sospesi sulle finestre e sulla porta.

Il cuoco indovinò quello che il suo padrone aveva in quel padiglione. Certo vi teneva una di quelle fanciulle brune e sbiancate che suonano il liuto, danzano, siedono accoccolate su bassi sgabelli, intingono datteri nell'acqua zuccherata per poi sputarne gozzoviosamente i noccioli in grande agli ospiti loro prediletti. Bolling stava ributtando se non fosse il caso di ingrossi ubriaco e di lasciarsi cadere con tutto il suo peso contro il padiglione, appare di soppiatto i porci in quel secondo cortile, quindi verso la gabbia dorata si aprì e ne uscì To Fo, con in pugno la scimitarra, camminando in piena luce, patto non avvertito della presenza del cuoco. Teneva

la sua arma poggiata alla spalla, come il guardiano di un tempio; la pagoda che portava in testa gli era scesa un po' di traverso, e dietro di lui camminava una figura più esile. Procedettero così in fila sino in mezzo al cortile. Là il cinese si arrestò, abbassò la sciabola, accennò alla gabbia d'oro e riprese ad incedere con solennità, scomparendo nel boschetto di bambù. Si udì la porta richiudersi. L'ombra leggera rientrò lentamente nel padiglione.

Bolling avrebbe voluto farsi avanti, ma temette che la ragazza mandasse un grido, e restò immobile e silenzioso. L'ombra disparve nella sua casetta, ma la luce non si spense, e il liuto riprese a far sentire la sua voce. Il cuoco si avvicinò nuovamente alla gabbia dorata; ma la carta oleata che mascherava la finestra non permetteva di veder all'interno. Ardi lanciare un gracidio come quello dei rospi giganti. Il liuto continuò a sonare. Fischio tra i denti, come avrebbe potuto fare un uccello notturno; ma nulla mutò nelle flebili note del liuto. Infine, non vedendo per qual motivo egli non dovesse piacere a quell'uccelletto in

gabbia, condannato ad accentratarsi di solito di un vecchio cinese, cercò dei sassolini e li lanciò sulle tegole rosse. Al terzo sassolino il liuto ammutolì. Dopo il quarto e il quinto la carta della finestra venne un po' sollevata, ed un visetto dagli occhi scuri si affacciò a scrutare il cortile.

Bolling se ne stava quatto quatto nell'ombra, ma, come il volto dell'ignota scomparve, lanciò un sesto, un settimo sassolino. Udì un rumore come il batter d'ali d'un uccello, accompagnato da un lieve grido. Poi ristette, per ascoltare che cosa avrebbe fatto il suo uccelletto. Udì aprirsi cautamente la porta, e ritenne che la fanciulla credesse alla presenza di uno spirito, che bussasse alla sua porta. Per dissipare tale idea ed accattivarsi colei, fece pian piano un passo verso la porta, ma questa venne chiusa e sbarrata con un catenaccio. Temendo che la ragazza strillasse, egli cercò una via d'uscita.

Tutto rimaneva immerso nel silenzio, ciò ch'egli ritenne buon segno. Tentò di bisbigliare qualcosa delle parole che aveva afferrato lavorando in cucina. Ma non volevano dir altro che: carne, acqua, sale, zenzero; ad ogni modo la bella avrebbe potuto dedurre che si trattava di un essere umano. Poi l'adoratore muto bussò leggermente al padiglione, segno comprensibile in tutti i paesi del mondo. Nessun esito, ma anche nessun grido. Gli parve soltanto di vedere due occhi neri che scrutavano attraverso una fessura della parete di bambù. S'inginocchiò, incrociò le braccia sul petto e s'inclinò più volte. Poi balzò in piedi, scrollandosi e ridendo, secondo il suo vero temperamento. Ma tutti questi segni non valsero ad indurre la fanciulla a ritirare il catenaccio.

Impaziente, il cuoco ricorse a un ultimo espediente. Si addossò alla porta, facendo forza per schiantare il chivastello. La fanciulla non gridò; ma accadde una cosa inattesa. Scostando i bambù accanto alla porta, si sparse fuori una mano. Subito il cuoco l'afferrò. Era morbida e pievola come quella d'una bambina. La tirò verso di sé, ma allora l'ignota incominciò a mandare lievi gridi, e Bolling, ricuperando il suo sangue freddo, abbandonò quella mano e

rinnovò il tentativo di forzare la porta. Subito riapparve la mano, ch'egli, in mancanza di meglio, afferrò. Ma non appena la lasciava, per gettarsi contro la porta, la ragazza cominciava a strillare, per cessare quand'egli staccava la mano. Così egli era come un pesce che sblocca all'esca ma non viene tirato a riva.

Infine egli pensò che la fanciulla doveva aver paura di To Fo, ed inoltre essa doveva lui per la prima volta. Abbandonò quindi definitivamente la mano, ritirandosi al sicuro nell'ombra dello steccato. Subito ricominciò il suono del liuto, quasi a deriderlo. Ma egli non ricominciò il gioco, ritenendo che avrebbe conseguito più presto il suo scopo con la costanza che non con la violenza. Riprese dunque l'usato servizio presso il cinese, lessando e abbrustolendo quelle torte di riso che rendevano To Fo famoso in tutto il quartiere; la notte, poi, non appena il suo padrone lasciava la gabbia dell'uccelletto, le si avvicinava di soppiatto, ma la fanciulla non gli concedeva mai più della mano, in cui egli deponava spesso squisite torte di carne che le portava di nascosto. L'udiva mangiare con lievi schiocchi di lingua; ma anche quella via per giungere al cuore di lei appariva ardua. Quanto più egli moltiplicava gli omaggi di torte e di frittelle impastate con miele e cannella, tanto più tenacemente ella difendeva il chivastello.

Alla fine, furibondo, si gettò con tutto il suo peso contro quella debole porta, facendo traballare la casetta, fra il tintinnio di tutti i campanelli, mentre la ragazza lanciava uno strillo acuto. Egli inciampò nell'uscio travolto, la fanciulla si rifugiò nell'angolo più buio dell'abitazione, e, velatasi la faccia, spense il lume. Rialzandosi disorientato, egli vide To Fo che brandiva minaccioso la sua scimitarra. Furibondo, stava per gettargli addosso, ma, a un richiamo dell'ometto spettrale, cinque servi si lanciarono su di lui, armati di grossi bambù. Il cinese li trattenne, ma il cuoco, davanti a quella preponderanza, fu costretto a battere in ritirata. Alle sue imprecazioni clamorose, tutti i cani del vicinato presero ad abbaiare sfrenatamente. I servi e To Fo gli tennero dietro. La porta di casa era sbarrata. Bolling si ritirò nella sua stanzetta, e udì i servi accoccolarsi davanti all'uscio. Decise di restare al servizio del cinese fino a che non sarebbe riuscito a strappare parecchie delle penne variopinte a quella strega bruna che si era fatta belle di lui.

Altro castigo non gli toccò. To Fo non voleva privarsi d'un cuoco che gli costava così poco, e Bolling non voleva andarsene prima d'aver fatto sentire alla delicata fanciulla la carezza dei suoi pugni. Non sembrava nemmeno che lo sorvegliassero; certo è che si insinuò alcune altre volte fino alla casetta d'oro, vide ch'era stata riattata e udì, come sempre, sonare il liuto. Una volta si avvicinò, anzi, alla porta; ma non sapeva come fare ad acchiappare l'uccelletto senza violenza. Avrebbe forse potuto abbattere la gabbia con quattro calci, fuggendo poi oltre lo steccato. Mentre così ruminava, gli si parò dinanzi il cinese, che aveva veduto assai prima uscire dal cortile. Era solo, questa volta, e senza nemmeno la sua ridicola scimitarra. Ma, sfiorando il cuoco con quel suo freddo artigli da uccello, lo condusse fuori del cortile. Bolling lo seguì come uno scolarotto colto in fallo. Giunto nel cortile della cucina, To Fo si

accomiatò dal suo cuoco con un severo inchino.

La mattina dopo, Bolling notò d'essere sorvegliato rigorosamente. Dovunque andasse o stesse, si vedeva accanto due o tre servi sianesi sogghignanti. Se faceva per uscire dal cortile, subito, a un fischio dei suoi guardiani, tutti i servi si affollavano davanti alla porta, e a gran gesti gli ingiungevano di tornare indietro. Nessuno lo toccava, ma egli vedeva che stringevano nel pugno, sotto la camicia, i loro pugnali appiattiti. To Fo venne in cucina verso mezzodì, fissando il cuoco coi suoi occhi di topo. Bolling si domandava se non fosse il caso di abbattere almeno il cinese con un pugno, quando To Fo, avvicinato, prese dal tavolo il tagliar-carne affilato e, puntando il dito verso il suo nido d'amore fra i bambù, con gesto così rapido che Bolling non ebbe il tempo di tirarsi indietro, gli fece scorrere il coltello intorno al collo, sì che al cuoco parve sentirne il taglio sulla pelle. L'avvertimento era chiaro. To Fo depose pian piano il coltello e uscì dalla cucina. La grassona rise del volto sbiancato di Bolling.

Era prigioniero ed ogni suo passo sorvegliato. Il suo furore sbollì ben presto; la mente non gli suggeriva alcuna via d'uscita. Nel cortile della cucina non entrava nessuno che non fosse di casa. Se egli avesse gridato mentre nella taverna si trovavano ancora avventori, le lacerazioni sarebbero state gettate su di lui e To Fo avrebbe raccontato ai clienti che in cucina stavano sgozzando un maiale.

Immerso in questi pensieri, Bolling sedeva nel cortile, guardando i porci che grufolavano tra le immondizie. Provò una voglia acuta di salume, che da un pezzo non aveva gustato, e poiché il padrone continuava a lasciargli, in quanto cuoco, piena libertà, scelse un maialeto ben pasciuto e in breve l'ebbe scannato. Scoltone il sangue e lavate le budella, mise sul fuoco un calderone pieno d'acqua, tagliò la carne e il lardo in strisce e dadi, vi aggiunse le spezie, riempì le salsicce e le fece cuocere nella caldaia. Il cinese, sopraggiunto in cucina, vide con stupore il lavoro di Bolling. Ma, subodorando la preparazione di una nuova e fruttuosa vivanda, lo lasciò fare. Quando le salsicce furono ben cotte, il cuoco ne prese una porzione fumante e incominciò a mangiare. Nei budelli più minuti aveva insaccato pura carne cruda, tritata minutamente, legandola a brevi intervalli. Ora mise i salsicciotti a friggere in padella, finché non furono bene abbrustoliti e croccanti da tutti i lati, e ne mangiò una buona dozzina, per celebrare il proprio capolavoro.

To Fo, lì presente, quando la cucina fu piena dell'aroma dei salsicciotti fritti, volle convincersi personalmente se la nuova vivanda riuscisse grata a lui ed ai clienti. Soddisfattissimo dell'assaggio, gettò subito nella padella un'altra collana di salsicciotti, voltandoli egli stesso con due bacchette, che manovrava con grande destrezza. Poi portò la vivanda fumante agli avventori, e il nuovo piatto ebbe tanto successo, che nei giorni seguenti, nel cortile della taverna, fu un continuo strillare di porci agonizzanti.

Il cuoco non fu tuttavia liberato dalla sua attività. To Fo lo faceva sorvegliare con tanto maggior rigore, in quanto temeva



era più che mai di perdere quella perla. Bolling, da quel brav'uomo che era, si consolava fabbricando salsicce, fra cui quelle piccole, fritte, incontravano il massimo favore. Le cose continuarono così, finché un bel giorno si presentò davanti alla trattoria dell'affamato e del sazio un uomo che impugnava una lancia avvolta in una stoffa di seta verde. Era il segno ch'egli veniva per conto del gran ciambellano dell'imperatore del Siam. Lì per lì To Fo allibì, poichè più volte aveva imbrogliato l'agente del fisco dandogli qualche moneta d'argento falsa. La sua ansietà raddoppiò quando il messo gli ordinò in nome dell'Imperatore di consegnargli il suo cuoco, la cui singolare e squisita pietanza aveva stupefatto la curiosità del Sovrano. Non

che quel cuoco eccezionale fosse condotto alla sua presenza. Bolling, compreso della propria autorità, entrò nella sala delle udienze, senza lasciarsi intimidire nemmeno quando si aprì una cortina rossa trapunta di leoni d'oro, dietro la quale troneggiava l'Imperatore. Questi lo considerò con tanta attenzione, che i cortigiani dimenticarono di contare quanti minuti durasse quella degnazione. Il Sovrano prese poscia a conversare con lui; un interprete traduceva solennemente domande e risposte. Il cuoco raccontò del cinese che lo teneva prigioniero. Richiesto del perchè, riferì la storia della mano portagli dalla casetta di bambù. L'Imperatore la trovò divertentissima e promise al cuoco che, fra poco, avrebbe veduto di più che la sola mano. Più tardi gli fece fissare la notte in cui avrebbe sorpreso il cinese; mise a disposizione del cuoco un drappello della guardia imperiale ed una portantina.

Bolling scelse per la sua conquista la via più breve. Lo steccato che circondava la casa della bella ritrosa confinava da un lato con l'aperta campagna. Egli si fece portare là e ordinò senz'altro alle guardie di abbattere lo steccato. Poi si fece deporre nel mezzo dell'inafausto cortile e ordinò loro di lanciare poderosi squilli di corno: il clangore di quella fanfara, che destava interi rioni della città, fu questa volta la sua serenata. La gabbia d'oro dal tetto rosso era debolmente illuminata come al solito, la luna splendeva come la prima notte; solo il liuto era ammutolito al clamore del suo arrivo. La porta, che tante volte aveva trovato chiusa, era oggi aperta. Bolling vide anzitutto il cinese, rannicchiato nella sua splendida veste, e la scimitarra e il copricapo a pagoda, che giacevano



Tatto

Gioacchino Rossini, il grande compositista, ebbe un giorno la visita d'una cantante che si pose a cantargli l'aria di Rosina del suo «Barbiere di Siviglia» con tanti smorzi, trilli ed enfasi da irritare il maestro. Ma egli da vero gentiluomo si congratulò con essa dicendole: Avete cantato a meraviglia, signora; ma chi è l'autore della musica?»

Capiva il francese

«Comincia a far freddo», disse una volta Lovis Corinth a sua moglie. «Ho dei brividi. Ferme la fenetre!» Ella si alza e, mentre chiude la finestra, un amico domanda al pittore sottovoce perchè le ha parlato in francese. «Devi sapere — gli risponde Corinth — ch'ella da me non si lascia mai comandare, ma se le ordino qualche cosa in francese ubbidisce subito per dare ad intendere che comprende.»

Navigare è bello, ma...

I cadetti di una nave-scuola, che stava effettuando una crociera di istruzione, dovettero un giorno calcolare la posizione precisa della nave mediante i dati di latitudine e di longitudine. Non si vedeva che mare, mare e cielo. L'ufficiale di navigazione che doveva esaminare i risultati, si fermò presso un cadetto e gli ordinò con voce severa: «Toglietevi il berretto! Secondo i vostri calcoli vi trovate proprio nel centro dell'Abbazia di Westminster.»

Conversazione a pranzo

Mark Twain condusse un giorno una giovane dama a tavola: «Voi siete molto bella» cominciò a conversare. «È peccato che io non possa dire altrettanto di Voi», ribattè beffarda la damigella. «Allora dovete fare come me», rimbeccò l'umorista. «e mentire un pochino!...»

Disegni: A. G. Niesen



Liscia e
lucida

come seta è la punta di
ciascuna

penna

Kaweco

perciò la *Kaweco* scorre così legger-
mente, come una vera „pluma“, sulla carta

Nelle cartolerie e nei negozi del genere Vi mostreranno ben volentieri i moderni utensili *Kaweco* per scrivere e per gli uffici

Insetti senza parasole

Tiere ohne Sonnenschirm

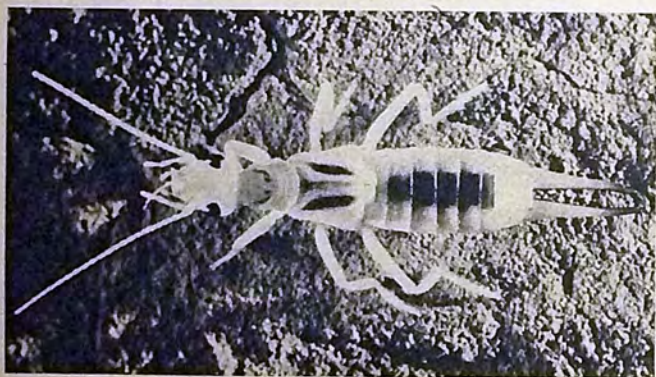
La maggior parte degli insetti, nei primi giorni della loro esistenza, sono trasparenti come il vetro incolore. Se osserviamo per esempio la larva dell'ape, possiamo vedere ancor ben poco del suo futuro manto color giallo-bruno. Perché non nasce addirittura con la clamide colorata? Essa non ha ancora bisogno della protezione offertale dal pigmento cutaneo. Solo quando inizia la sua vita alla luce, sotto l'influsso dei raggi solari, viene dotata di un parasole. Il sole provvede alla trasformazione chimica nella cute della giovane ape, crea il colore e con ciò una valida protezione contro il nocimento dei suoi propri raggi

Fotografie: dott. Croy

Una signorina ape — quasi pronta. L'ape che sbucca dalla crisalide è ancor sempre bianco — lattea, ma ben presto la pigmentazione protettiva è ultimata e l'insetto può scortazzare alla luce solare

Ein Bienenträulein — beinahe fertig. Die Biene, die aus der Puppe schüpft, ist immer noch milchig-weiß, aber bald ist der Pigmentmantel gebildet, und das Insekt kann sich im Licht der Sonne tummeln

Tullora sprovvisto di parasole. Questo singolare essere vitreo diverrà a suo tempo un cerambice bruno-nero. Incolore come egli è ora, non può rischiare di esporsi alla luce solare, poiché la sua epidermide non contiene ancora sufficienti sostanze protettive per produrre una pigmentazione difensiva



La larva si è trasformata in un giovane verme auricolare. Per effetto dei raggi solari la sua pelle diviene scura. Il sole lo provvede di uno scudo di protezione

Aus der Larve ist ein junger Ohrwurm geworden. Unter der Sonne färbt sich seine Haut dunkel. Die Sonne schafft ihm einen Schutz gegen ihre Strahlen



Giovani larve di formica che al termine dello sviluppo si racchiudono in bozzoli ovoliformi

Junge Ameisenkinder, die sich am Ende ihrer Jugend in eierartige Gebilde verpuppen



RICHARD STRAUSS

„Signal“ besucht
den großen deutschen Meister

«Signal» visita il grande
compositore tedesco

Il tranvai che percorre la lunga via fiancheggiante il giardino del castello Belvedere si arresta vicino ad una strada nella quale una chiesa e due o tre palazzi di vecchie famiglie patrizie viennesi spiccano da una fila di case borghesi dello scorso secolo. Al di sopra di un lungo muro alto circa due piani si scorge una villa, arretrata, di color giallo, le cui ali s'incontrano ad angolo retto. E' il «castelletto» di Strauss, come lo chiamano i viennesi, presso i quali il grande compositore è nuovamente ritornato dalle sue Alpi bavaresi.

Riccardo Strauss ci riceve nella biblioteca. Egli è di poche parole, non si perde in cerimonie di cortesia e solo di quando in quando, mentre ci intrattiene, il suo occhio si illumina e ravviva al ricordo di qualche fatto. Parliamo del suo più recente lavoro. Sì, la sua nuova opera è intitolata «Capriccio» e la «prima assoluta» dovrebbe aver luogo in luglio, a Monaco, nella sua città natale. La semplicità e la sicurezza racchiuse nelle sue risposte caratterizzano Riccardo Strauss, la cui ascesa quale compositore sinfonico e drammaturgo musicale, alternata da fredde accoglienze e fervidi consensi, ha raggiunto con «Elettra», «Arianna a Naxos», «Il Cavaliere delle Rose», «borghese Nobileuomo», «La donna taciturna», «Arabella» e «Daphne», un'importanza ed un valore che nessun musicista del nostro tempo riuscì ad eguagliare.

Riccardo Strauss lavora presso un'ampia scrivania stile Rinascimento; saloni di un superbo stile Impero sono attigui alla sua stanza di lavoro, una festosa sala da pranzo, arredata con mobili bianchi, stile Luigi XVI, fa ricordare il «Cavaliere delle Rose», la briosa opera Rocco che ha convalidato la fama mondiale del padrone di casa. Il suo «castelletto» sorge nella parte più alta del giardino del Belvedere. Usciti sulla via, il maestro rallenta il passo dinanzi alla semplice casetta contigua al castelletto e c'indica la lapide commemorativa che ricorda il geniale musicista Anton Bruckner.

*

Die Straßenbahn fährt an der langen Parkfront des Schlosses Belvedere vorbei und hält nicht weit von einer Gasse, in der eine Backsteinkirche, zwei oder drei Palais mit alten Wiener Namen und eine Reihe Bürgerhäuser des vergangenen Jahrhunderts stehen. Über eine lange, etwa zwei Stockwerke hohe Mauer ragt ein zurückliegendes gelbes Haus, dessen Trakte

In alto sulla foto: Richard Strauss, la personalità contemporanea più rappresentativa dell'arte musicale tedesca, che il collaboratore del «Signal», Wolfgang Drews, visitò nella dimora viennese. — Dopo la «prima» della sua nuova opera «Daphne», il compositore, che si trova tra gli esecutori, s'inchina davanti al pubblico del Teatro dell'Opera di Dresda

Im Bild ganz oben: Richard Strauß, heute die repräsentativste Persönlichkeit im deutschen Musikschaffen, den der Mitarbeiter des „Signal“, Wolfgang Drews, in seinem Wiener Heim besuchte. — Der Komponist verbeugte sich nach der Uraufführung seiner jüngsten Oper „Daphne“ in der Reihe der Mitwirkenden vor dem Publikum des Dresdner Opernhause



rechtwinklig aneinanderstoßen. Es ist das Strauß-Schlößl, wie die Wiener sagen, zu denen der große Komponist wieder einmal aus den bayrischen Bergen heimgekehrt ist.

Richard Strauß empfängt uns in der Bibliothek — zwischen die Bücherchränke mit den zielichen Werken des achtzehnten Jahrhunderts, den Prachtbänden neuerer Zeiten ist, eng und schmal, das Klavier des Komponisten hineingebaut.

Den siebenundsiebzigjährigen Richard Strauß, der sich stattlich und ruhig aus seinem Sessel erhebt, muß man schon genau ansehen, um den Künstler in ihm zu entdecken. Das gelassene, fast unbewegliche Gesicht, das sich uns mit ruhiger Freundlichkeit zuwendet, die kühlen, forschenden Augen lassen auf den ersten Anblick einen erfolgreichen Mann des praktischen Lebens vermuten, der nun seinen Abend in den Räumen verbringt, die sein Kunstsinne und seine Kunstfreude verschwenderisch ausstatteten. Er macht nicht viele Worte, hält uns durch keine Höflichkeitszeremonie auf, und nur hin und wieder erwärmt sich sein Auge bei einer Erinnerung, zuckt sein Mund bei einem Scherz.

Ja, „Capricho“ heißt die neue Oper. Sie soll im Juli in der Heimatstadt München zur Uraufführung kommen. Wir haben es schon gelesen. Richard Strauß und der Dirigent Clemens Krauß schrieben gemeinsam den Text. Ich frage nach dem Stoff der Oper. „Eine theoretische Komödie“ — ist die ganze Antwort des Mannes, der sich vor Jahrzehnten einmal bei einer eigenen Uraufführung gegen das ablehnende Publikum mit dem schlechten Satz wandte: „Ich weiß nicht, mir hat es gefallen.“

Die Schlichtheit und Sicherheit, die in solchen Antworten klingen, kennzeichnen Richard Strauß, der durch Ablehnungen und Erfolge als Sinfoniker und Musikdramatiker mit der „Elektra“ und der „Ariadne auf Naxos“, dem „Rosenkavalier“ und dem „Bürger als Edelmann“, der „Frau ohne Schatten“ und der „Schweigenden Frau“, mit „Arabella“ und „Daphne“ nachgerade zu einer Bedeutung und Geltung aufgestiegen ist, die kein Musiker unserer Zeit erreichte. Die Staatsoberhäupter und die Völker schickten ihm Orden und Ehrenurkunden, seine Musikdramen wurden in allen großen Opernhäusern wohl aller Erdteile gespielt, oftmals dirigierte Strauß seine Schöpfungen selber — so gelassen, so ruhig, wie er jetzt mit uns plaudert.

Er spricht nicht von seinen Erfolgen, er zeigt die Ehrenzeichen und Diplome nicht, wir spüren nichts von den Eitelkeiten und Posen, die zuweilen die Kunst zu begleiten pflegen. Er mag sich nicht an das unzünftig bescheidene Klavier setzen, um



Il compositore. In un magnifico salotto in stile Rinascimento, Richard Strauss lavora davanti alla sua mastodontica scrivania. Come la maggior parte dei compositori, egli rinuncia all'ausilio del pianoforte ed affida le sue composizioni direttamente alla carta

Der Komponist. In einem schönen Renaissanceräum arbeitet Richard Strauß vor dem mächtigen Schreibtisch. Wie die meisten großen Komponisten verzichtet er dabei auf das Hilfsmittel des Klaviers und schreibt seine Kompositionen unmittelbar aus der Vorstellung nieder

Fotografie — Aufnahmen: René Foßhag

den Komponisten darzustellen. Wir hören keine Musik in seinem Haus. Wir sprechen mit einem Privatmann, der es nicht nötig hat, seine Bedeutung zu betonen, das Feld aufzuzeigen, auf dem er schafft. Im Gegen-

Chi entra deve aver pulite le suole delle scarpe. Nella dimora del musicista, ricca di pregevoli oggetti d'arte, regna la pulizia più meticolosa. Un panno umido sta sempre pronto per i visitatori, sul quale essi si strofinano le suole delle scarpe

Eintritt nur mit gesäuberten Schuhsohlen. In dem an Kunstschätzen reichen Hause des Musikers wird auf peinliche Sauberkeit gehalten. Ein leuchtendes Tuch liegt bereit, mit dem die Besucher sich die Schuhsohlen abwischen

teil: wir haben das Empfinden, als ob Strauß die Mauer, die sein Haus gegen die Jaquingasse abschließt, noch stärker, noch höher um seine Seele gezogen hätte.

Richard Strauß arbeitet an einem großen Renaissancetisch, Salons in edlem Empire schließen sich an das Arbeitszimmer an, ein festliches Eßzimmer in weißem Louis-seize läßt an den „Rosenkavalier“ denken, die anmutige Rokokooper, die den Weltruhm des Hausherrn begründete.

Das Strauß-Schlößl steht im Garten des oberen Belvedere. Die Tulpenbeete liegen kahl und leer da, kleine immergrüne Büsche umsäumen sie, große Bäume wachsen um das Haus; den Christusbaum, wie der Volks-

mund ihn wegen seiner Dornen nennt, scheint Strauß besonders zu lieben, der alte Baum steht vor der Eingangstür und streckt schirmend seine Äste aus.

Den Grund und Boden, auf dem das Haus gebaut ist, hat Wien dem Komponisten übergeben, er ist durch einen unmittelbaren Zugang mit Park und Schloß Belvedere verbunden. Ein kurzer Weg führt durch einen Park, den die kleinen Emailleschilder zu Füßen der Bäume und Büsche als botanischen Garten ausweisen; Richard Strauß, ein beschwingter Spaziergänger auf den Parkwegen, schließt eine kleine Pforte auf, und alsbald stehen wir vor der prunkvollen Fassade des Schlosses Belvedere, der





Musica di Strauss per l'Impero del Sol Levante. Il Compositore consegna all'Ambasciatore del Tenno la composizione festiva creata per incarico del Governo di Tokio in ricorrenza del XXV° secolo di vita dell'Impero nipponico

barocken Schöpfung des Johann Lukas von Hildebrand, in der Prinz Eugen, der edle Ritter, residierte.

An einem kleinen Hause neben dem Schlosse ist eine eiserne Tafel angebracht: hier starb Anton Bruckner. Richard Strauß, der deutsche Komponist, der die Welt eroberte, verhält den Schritt vor dem einfachen Häuschen bei dem prunkenden Schlosse und deutet auf die Tafel, die Anton Bruckners, des genialen Musikers, Gedächtnis bewahrt.



Die Handschrift des Genies. Ein Ausschnitt aus der Partitur der Oper „Der Rosenkavalier“. Unten: Nach der Arbeit: Schachspielen und Spazierengehen

Dopo il lavoro: Una partita a scacchi ed una passeggiata. In alto: L'autografo dell'artista: Un brano della partitura del „Cavaliere delle rose“



L'allenamento giornaliero di Rosé Droigk s'inizia con lo spalmamento delle mani con la colonia Mit dem Griff in den Kolophoniumkasten beginnt die tägliche Trainingsarbeit von Rose Droigk

GIORNO PER GIORNO

TAG FÜR TAG

Il difficile allenamento di un'artista di varietà



Per raggiungere l'equilibrio, la giovane danzatrice si serve di scale. La spaccata viene provata sino a quando... Um die Sicherheit zu gewinnen, nimmt die junge Tänzerin Leitern zu Hilfe. Der Spacat wird so lange ausbalanciert, bis...



la scala è superflua ... die Leiter überflüssig ist

Molti numeri vengono sempre più perfezionati. Anche il salto a fior di terra richiede la massima concentrazione. Occorre provare innumerevoli volte, ma alla sera un sussulto di applausi procura all'artista la più grande soddisfazione e l'ambito riconoscimento per il difficile e recondito lavoro (in basso).

Fotografie: Dondetti

Viele Nummern werden ausprobiert. Auch der „Salto paterne“ erfordert höchste Konzentration. Immer wieder muß probiert werden, und wenn abends der brausende Applaus ertönt, dann findet die Artistin ihre höchste Genugtuung und Anerkennung für die schwere unsichtbare Arbeit (unten)

La sera, pure indossando l'ampia ed incomoda veste, Rose Droigh eseguisce il difficile numero

Abends führt Rose Droigh auch im weiten Gewand die schwierige Nummer durch



IN 21 MINUTI

seguita subito da un grosso fungo di fumo che si formava sul ponte di poppa. I cannoni di questa parte della nave erano stati messi fuori combattimento e la «Prince of Wales», che questo centro conseguito dai giapponesi aveva privato di ogni ulteriore possibilità di manovrare, lanciò il seguente messaggio: «Dispositivo del timone distrutto. Siete stati colpiti anche voi?» La «Repulse» rispose: «Finora abbiamo potuto scansare 19 siluri». In quel momento, mentre il secondo attacco degli aerosiluranti stava per concludersi, si ripeté l'attacco con bombe da grande altezza.

Ore 12.20

Senza permettere alcun respiro alle navi, una terza ondata di aerosiluranti giapponesi, questa volta in formazione circolare, piombarono sulla «Prince of Wales». La «Repulse» mise in azione tutte le sue bocche da fuoco, cercando di aiutare la nave sorella che non sapeva più difendersi, e che s'inclinava sempre più sul fianco di babordo. Alle ore 12.20 la «Prince of Wales» venne scossa successivamente da altri tre siluri: il primo la colpì a prua, il secondo in mezzo allo scafo, il terzo verso poppa. La nave si inclinò maggiormente a babordo e la poppa cominciò a sommergersi. I primi piccoli gruppi di uomini cominciarono a saltare in acqua. Mentre gli avvenimenti precipitavano fino a questo punto, gli apparecchi nipponici passarono all'attacco finale piombando da tutti i lati sulla «Repulse». Un primo siluro la colpì verso poppa a babordo e un secondo le squarciò l'arcaccia dallo stesso lato. È probabile che essa sia stata colpita anche da un terzo siluro.

La «Repulse» affonda

La «Repulse» affondò per prima. Dopo essersi inclinata paurosamente a tribordo, essa cominciò ad affondare con moto sussultorio. Il capitano G. W. Tennant, che poté venire salvato, dopo che la nave era stata colpita dal secondo o dal terzo siluro aveva impartito l'ordine: «Tutto l'equipaggio sul ponte!» e «Si salvi chi può!» Poterono venire calate in acqua soltanto un paio di scialuppe: la nave si era sbandata in breve tempo con un'inclinazione di 45 gradi. I marinai scivolavano in mare lungo la murata. Più tardi, quando la prua s'impenò, gli uomini dell'equipaggio scivolarono in acqua dal ponte inclinato. Per un attimo la «Repulse» rimase perpendicolarmente con la prua in alto e alle 12 e 29 minuti essa s'inabissò con un sinistro gorgoglio.

La «Prince of Wales» affonda

La «Prince of Wales» affondò più lentamente. Essa si sbandò completamente a babordo, poi si rovesciò e rimase a galla ancora qualche tempo con la carena dipinta di rosso emergente dai flutti. Infine scomparve anch'essa, dopo «essersi scossa convulsivamente come un animale ferito a morte».

L'ammiraglio Philipps ed il capitano Leach vennero veduti per l'ultima volta mentre stavano per saltare in mare dal ponte di comando, e la «Prince of Wales» scomparve per sempre negli abissi dell'Oceano ventun minuti dopo la «Repulse», alle 12.50, ora di Singapore. L'unico cacciatorpediniere presente salvò i superstiti: altri cacciatorpediniere giunsero alcune ore più tardi. Gli aeroplani britannici giunsero sul teatro della battaglia quando il dramma era già finito... Essi non avevano potuto decollare perché i loro aerodromi erano stati contemporaneamente bombardati dai giapponesi. Le

57.000 tonnellate delle navi da battaglia, che gli aerei dovevano proteggere, erano state spedite in fondo al mare da circa quaranta o al massimo da sessanta apparecchi nipponici. Il prezzo che i giapponesi dovettero pagare per questo successo fu minimo. Secondo i loro comunicati, essi perdettero tre aeroplani; secondo



La «Repulse» venne centrata in pieno (1) e danneggiata gravemente già all'inizio della pioggia di bombe cui la sottoposero le squadriglie di bombardieri nipponici. La bomba colpì il ponte di volo, sfondò il trapunte, provocò un incendio e mise fuori combattimento molti cannoni. Più tardi, aerosiluranti nipponici centrarono la nave con un siluro che la colpì a babordo verso poppa (2). Subito dopo un altro siluro le squarciò l'arcaccia (3).

Disegni Heinisch



La «Prince of Wales» venne colpita tanto gravemente da un siluro (1) già durante il secondo attacco aereo dei Giapponesi, che essa fu resa incapace di manovrare e privata di tutti i cannoni di poppa. Una serie di tre siluri a prua, (2) nel mezzo dello scafo (3) ed a poppa (4) fece sprofondare la «Prince of Wales» sempre più nei flutti, finché si rovesciò rimanendo ancora per breve tempo a galla con la carena rivolta verso l'alto. Sep pure colpita prima della «Repulse», la «Prince of Wales» s'inabissò per ultima.

le dichiarazioni inglesi sette. Le loro armi, il loro ardimento e specialmente la loro tattica procurarono al Giappone una brillante vittoria. In ondate che si succedettero quasi senza interruzione, attaccarono ogni volta circa 9 aeroplani, effettuando complessivamente tre attacchi con siluri molto da vicino e due attacchi con bombe lanciate da grande altezza. Le singole fasi coincisero l'una con l'altra quasi con una regolarità da est.

continua a pagina 38



In tutta l'Europa si conosce

K H A S A N A

In tutta l'Europa si apprezza

K H A S A N A

KHASANA

DULMIN

PERI

e tutti gli altri prodotti KHASANA devono la loro grande fama esclusivamente alla loro costante alta qualità. Il nome KHASANA è garanzia per la bontà del prodotto. Il prodotto KHASANA ha sempre giustamente successo.



Fabbricazione e vendita per l'Italia:

KHASANA S.I.A.

Milano, via S. Vittore 47



Si afferma che porti fortuna toccare il Gesù Bambino scolpito nella porta del Duomo di Milano. La pesante ed antica porta, tutta ricoperta di patina grigiasta, a causa dello strofinio continuo è divenuta lucente in questo punto ed il volto del Gesù Bambino, quasi cancellato, è ormai irriconoscibile

Fotografie: Wilhelm Voigt

Si afferma che porti fortuna calpestare col tacco il toro del mosaico della Galleria Vittorio Emanuele di Milano. Anche Ginò Becchi, il giovane e promettente baritono della Scala, vuol provare. Questo tratto del mosaico deve venir sostituito quasi annualmente



SEGN DI FORTUNA

Zeichen des Glücks

Quale vi sembra più' oscuro: il bruno o l'azzurro?

Questa è una domanda un pò ambigua, poichè i colori esistono in numero infinito di sfumature. Tuttavia simili questioni possono avere un peso decisivo: ad esempio per il tempo d'esposizione nelle prese a colori. Convieni in tal caso affidarsi ad un buon esposimetro fotoelettrico, per esempio a quello incorporato nella CONTAX III 24x36 mm. Basta dare un giro all'anello di registrazione per leggere senza alcun bisogno di calcolo il corretto tempo d'esposizione per ciascun diaframma, oppure, inversamente, il giusto diaframma per ogni tempo d'esposizione. Perciò le prese a colori



PREZZI DELLA CONTAX II

con Tessar Zeiss 1: 3,5 f=5 cm. Lire 3.440.—
con Tessar Zeiss 1: 2,8 f=5 cm. Lire 3.720.—
con Sonnar Zeiss 1: 2 f=5 cm. Lire 4.410.—
con Sonnar Zeiss 1: 1,5 f=5 cm. Lire 5.820.—

PREZZI DELLA CONTAX III 24x36 mm

con Tessar Zeiss 1: 3,5 f=5 cm. Lire 4.455.—
con Tessar Zeiss 1: 2,8 f=5 cm. Lire 4.735.—
con Sonnar Zeiss 1: 2 f=5 cm. Lire 5.425.—
con Sonnar Zeiss 1: 1,5 f=5 cm. Lire 6.835.—

non preoccupano il possessore di una CONTAX III più di quelle in bianco e nero, poichè, grazie all'esposimetro incorporato, esse riescono sempre impressionate correttamente. La CONTAX III possiede inoltre un mirino-telemetro (telemetro nel mirino) obbiettivi Zeiss intercambiabili fino alla luminosità di 1:1,5, dorso amovibile per facilitare l'introduzione della pellicola e molti altri vantaggi. Opuscoli illustrativi C 880 vengono spediti gratuitamente a richiesta dalla Rappresentanza della Zeiss Ikon, A. G. Dresden: IKONTA S. i. A. MILANO, Corso Italia nr. 8.

Capolavori fotografici con: Apparecchio Zeiss Ikon. Obiettivo Zeiss, Pellicola Zeiss Ikon!

IN 21 MINUTI

citazione. La prima ondata di aerosiluranti attirò il fuoco delle armi contraeree e preparò il primo attacco dei bombardieri. Questo primo attacco dei bombardieri indebolì la difesa, ne disperse il fuoco e rese possibile il secondo attacco degli aerosiluranti, durante il quale venne conseguito il primo centro decisivo sulla «Prince of Wales». Al secondo attacco degli aerosiluranti seguì il secondo attacco dei bombardieri che indebolì ulteriormente la difesa, cosicché il terzo attacco avvolgente degli aerosiluranti dette il resto alle due navi. L'ultimo atto di questo dramma storico fu brevissimo ed in 21 minuti le due potenti navi scomparvero per sempre dalla superficie degli oceani.

Un miracolo?

La clamorosa vittoria delle Havai, costata agli americani cinque navi da battaglia della loro Flotta del Pacifico, ottenne il suo vero coronamento soltanto con l'affondamento delle due potenti navi da battaglia britanniche. Il 10 dicembre, il Giappone si assicurò il dominio navale nel Mare Cinese Meridionale e garantì il successo delle sue vaste operazioni di sbarco, infranse la soverchiante superiorità angloamericana di navi da battaglia (prima dell'attacco delle Havai 32:21 in rapporto alle Potenze del Tripartito) e trasformò la superiorità in una quasi-parità (25:21). È vero che la battaglia navale di Kuantan non ha fatto perdere del tutto ogni significato all'asserzione che le navi da battaglia formano il nocciolo della potenza navale, ma in avvenire questa massima non avrà più il suo significato di un tempo. Intanto è stato dimostrato prima di tutto che le navi da battaglia possono venire affondate dall'aria, in secondo luogo che esse con la loro sola difesa antiaerea sono impotenti contro aeroplani che attaccano nel modo dovuto e specialmente contro gli aerosiluranti.

In ogni caso, anche questa rivelazione, per molti competenti navali e specialmente per la massa del pubblico, significa una rivoluzione della concezione della guerra navale. Si spiega così anche il fatto che già in più luoghi sia sorto il dubbio che questi affondamenti non siano avvenuti in condizioni normali. Si parlò perfino di aeroplani carichi di dinamite, di bombe umane, di siluri monoposto, di materie superesplosive oppure di una nera ed insuperabile disdetta della flotta britannica. Bisogna convenire che gli americani e gli inglesi vennero sorpresi in pieno dall'efficacia dell'Aviazione nipponica. Essi si erano lasciati cullare nell'illusione (forse dalla nota rivista americana «Aviation»), che gli apparecchi giapponesi «per quanto riguarda la velocità e la potenzialità delle loro armi, non potessero sostenere nessun paragone con quelli delle nazioni occidentali, che le nuove costruzioni giapponesi fossero per principio sempre indietro di tre anni, e che i giapponesi siano in fondo soltanto capaci di imitare e di copiare». Venne anche detto che «i piloti nipponici si attengono alla lettera del testo e che sono incapaci di qualsiasi improvvisazione». Nei due primi giorni della guerra, i giapponesi fornirono una terribile smentita di questo giudizio. Dalle deposizioni fatte dai testimoni oculari delle due parti, è reso evidente che all'altezza di Kuantan non avvenne nessun miracolo, ma che la vittoria giapponese era dovuta a ragioni normalissime, cioè: al rigido addestramento, alle ottime armi, all'opportuna tattica e all'esemplare armamento.



«Io lo so meglio di tutti...!»

„Ich kann's am besten...!“

Nel nome di Allah...

Im Namen Allahs...

Ragazzini maomettani in una scuola del Corano



Dappertutto lo stesso: uno sguardo furtivo sul compito del vicino. I ragazzini arabi apprendono nella scuola del Corano tutto quanto può essere loro utile nella vita. In alto: Essi non hanno matite e lavagne, scrivono con l'inchostro su delle tavole di legno

Überall das gleiche: der verstohlene Blick auf die Arbeit des Nachbarn. Die jungen Araber lernen in der Koranschule alles, was sie für ihr Leben brauchen. Oben: Griffel und Schiefertafel haben sie nicht. Beim Diktat werden Holztafeln mit Tinte beschrieben

Fotografie: Dick





Il tempo sul Continente

Nell'ultimo fascicolo abbiamo accennato brevemente allo sviluppo ed alla struttura del servizio meteorologico europeo; allo scoppio del conflitto provocato dall'Inghilterra, una rete di osservatori si stendeva su tutta l'Europa, le cui maglie divenivano ognora più spesse...

Fino al settembre del 1939 i giornali europei pubblicano giornalmente le tavole meteorologiche, corredate di brevi indicazioni sulla situazione generale del tempo e le previsioni per le prossime ventiquattro ore; cinque o sei volte al giorno e sino alla mezzanotte le stazioni radio trasmettono il bollettino meteorologico europeo.

A tarda sera, alle 22.45, il Deutschlandsender interrompe la trasmissione del concerto per informare col suo «servizio meteorologico marittimo» la navigazione europea sulla situazione del tempo nel Mare del Nord e nel Mar Baltico, per preavvisare imminenti tempeste, insidiose nebbie o burrasche. Roma, con un ingegnoso cifrario, trasmette giornalmente una «carta isobarica» del Mediterraneo. Tutta l'Europa fino al vicino Oriente ed alla striscia costiera nordafricana è suddivisa in 144 zone meteorologiche di volo; circa 90 stazioni radiotrasmettenti ad onde corte comunicano per la sicurezza del traffico aereo europeo, due volte ogni ora, la situazione del tempo del loro distretto. Contemporaneamente vengono trasmesse notizie circa improvvisi mutamenti del tempo che possono mettere in pericolo gli apparecchi: avvertimenti radiofonici riflettenti vortici turbinosi, tempeste, trombe, nebbie, scarsa visibilità, nubi basse e pericolo di incrostazioni di ghiaccio...

Già da decenni gli studiosi europei di meteorologia sono all'opera per scrutare, con tutto un arsenale di armi scientifiche, i piani di guerra delle masse d'aria nemiche, per stabilire le direzioni dei loro attacchi, le loro strade maestre.

Aviatori addetti al servizio meteorologico si elevano giornalmente, in molti luoghi europei, fino a cinque, seimila metri per misurare le temperature, la pressione dell'aria e l'intensità dei venti negli altostati. Le radiosonde investigatrici si avvicinano giornalmente, ancor più degli aeroplani esploratori, allo «stato maggiore» celeste, per cercar di scoprire i suoi piani; fissate a dei piccoli palloni esse salgono nell'atmosfera a quindici, venti e anche trenta chilometri di altezza, sino oltre al limite della stratosfera. Sono strumenti misuratori collegati con un minuscolo apparecchio radio-trasmittente ad onde corte, il quale comunica automaticamente le osservazioni al basso. In tal modo esse possono venir sfruttate immediatamente per la determinazione della situazione meteorologica del momento.

Già da lungo tempo si è riusciti a stabilire determinati itinerari che i cicloni — le perturbazioni atmosferiche — percorrono di preferenza sopra l'Europa, quelle vie maestre della minima resistenza e del minore attrito, offerti dai mari e dalle vaste pianure,



Gli Itinerari preferiti dai cicloni. La maggior parte delle perturbazioni che esercitano la loro influenza sui fenomeni meteorologici europei hanno origine dallo scontro sull'Atlantico di masse d'aria fredda con masse d'aria calda; le perturbazioni si spostano poi verso est, rispettivamente verso nord-est, e cercano la via della minima resistenza e del minore attrito sulla superficie terrestre, attraversando perciò di preferenza i mari o vaste pianure. Maggiormente «percorso» è l'itinerario I, che al settentrione dell'Europa Centrale conduce verso l'Est. Specialmente temuto è il ciclone dell'itinerario Vb, che provoca precipitazioni su estesi territori e può produrre gravi inondazioni nella Germania orientale

Per ora però non è possibile prevedere con certezza, a lunga scadenza, se essi sceligono realmente queste vie e quale fra loro, se anzitempo scantonano, oppure sosterranno indecisi ad un «crocevia». Poiché un solo vasto campo di neve, irradiatore di freddo, un'ampia distesa d'acqua, una catena di vette o persino una singola montagna possono improvvisamente deviare la marcia della perturbazione sull'Europa, provocandone il disastroso scatenamento su ben altri territori da quelli presunti...

In visita ad un osservatore meteorologo alpino

Sostiamo sulla piattaforma della granitica torre dell'osservatorio sulla Zugspitze, e parliamo col meteorologo che giù a valle, a Garmisch-Partenkirchen, viene chiamato il «signor Meteor».

«Vedete laggiù...» il signor Meteor indica le piramidi diaceree del massiccio del Grossglockner... «laggiù sul Sonnblick il mio collega di altitudine è ora pure salito sulla torre. E lì sul Säntis il meteorologo svizzero è già in attesa. A quest'ora, dap-

per tutto, sul gioi della Jungfrau, sul Pic du Midi, sulla Schneekoppe, e sul Brocken, sui fiordi della Norvegia, sui battelli-faro e sui fari della terraferma, sparsi sulle coste europee, dappertutto a quest'ora i meteorologi sono al lavoro.

Alle ore otto l'etere dell'Europa è saturo dei loro messaggi radiofonici; i campanelli dei telefoni squillano, i dispacci meteorologici vengono saettati attraverso i fili ronzanti: l'Europa compila il suo bilancio meteorologico!»

Una singolare visione vela il panorama: pare di poter sorvolare con lo sguardo il continente europeo, dai mari fino alle Alpi e nuovamente fino al mare, eppoi oltre i suoi confini, sino alla costa nordafricana. Sembra di scorgervi ovunque, i meteorologi con i loro strumenti, sparsi a migliaia sul territorio europeo, mentre misurano e registrano... I drappelli esploratori del tempo europeo sono in marcia.

La visione si dilegua e lo sguardo si volge nuovamente verso la realtà. Il «signor Meteor» sta dinanzi ai suoi termometri, legge ed annota. Ora dà un'occhiata al-

l'igrometro che misura l'umidità dell'aria; la croce di ciotole metalliche dell'anemometro brilla nel rapido moto provocato dal vento. Lì splende una palla vitrea, simile a quelle che i calzolaia tengono appese dinanzi alle loro lampade; la luce solare, trasformata dalla sfera in raggio calorico, comincia proprio ora a segnare una riga bruna su una striscia di carta.

Scendiamo nel suo turrito sgabuzzino. Squilla il campanello del telefono. Egli scandisce nel microfono un numero dopo l'altro: «quattrocentosedici... zero zero... zero, uno, nove, sette, uno... settecentocinque — quattro, cinquantadue, quattroquattro-sette, zero-otto... zero-zero, cinquantaquattro, nove...»

Questa è la comunicazione meteorologica cifrata che egli ha trasmesso a Monaco, di cui ogni cifra riassume una singola osservazione. Venticinque misurazioni ed osservazioni sono compendiate in questa trasmissione: temperatura ed intensità del vento, altezza delle nuvole e ampiezza della visibilità, pressione atmosferica e umidità dell'aria, altezza della neve e direzione del

vento. Ben cinquecento analoghe comunicazioni pervengono tre volte al giorno all'Osservatorio marittimo tedesco di Amburgo. Con l'ausilio di quasi dodicimila singole osservazioni i meteorologi compongono, come un mosaico, la situazione meteorologica dell'Europa: la tavola meteorologica giornaliera. Dalla sua lettura e dai mutamenti rispetto a ieri essi stabiliscono il pronostico per il domani: la previsione meteorologica del prossimo giorno è basata su queste migliaia di comunicazioni. Frattanto a Bad Homburg è stato fondato l'Istituto per le indagini sulle previsioni meteorologiche a lunga scadenza, che pubblica pronostici sul tempo valevoli per dieci giorni. Se un «almanacco centenario», nel senso scientifico, fosse mai esistito, nel quale da osservatori competenti fosse stato segnato l'andamento del tempo, le previsioni meteorologiche sarebbero grandemente facilitate. Perché anche l'avvenimento meteorologico che sembra casuale è soggetto a determinate leggi: la scoperta di queste leggi richiede però un materiale di osservazione così vasto da non poterselo immaginare, raccolto durante decenni e forse secoli. La biblioteca dell'Istituto per il Servizio meteorologico del Reich abbraccia da sola 50.000 volumi, nei quali sono raccolti tutti i servizi meteorologici, tutti gli osservatori, tutte le stazioni e gli istituti per le indagini meteorologiche; ma nemmeno questa raccolta è sufficiente per scoprire gli ultimi segreti sulle origini dei fenomeni meteorologici, il loro decorso e le connessioni di tutto il globo.

Il pronostico pubblicato giornalmente dal Servizio meteorologico tedesco del Reich contiene 30.000 cifre. Esse formano, per un solo anno, oltre dieci milioni di numeri! Per poter calcolare anticipatamente con qualche certezza, per un periodo più lungo,

i fenomeni atmosferici, è necessario consultare e paragonare analoghe situazioni meteorologiche degli anni trascorsi; parecchi milioni di numeri devono venir vagliati e confrontati, esaminati e pesati criticamente. Sempre più numerosi ed urgenti divengono gli appelli che richiedono un ulteriore perfezionamento delle previsioni meteorologiche; specialmente l'agricoltura ha appreso ad apprezzare il valore di un buon servizio meteorologico e attendeva impaziente che anche le date delle previsioni venissero prolungate. L'Istituto per il Servizio meteorologico del Reich si apprestava appunto ad esaudire questi desideri ed a sviluppare ulteriormente in vari sensi i pronostici, allorché le necessità belliche troncarono repentinamente il servizio meteorologico pubblico.

I fenomeni meteorologici divennero un «segreto militare».

Il Generale Tempo

Un maltempo preservò nel XVI secolo l'isola britannica dall'invasione: la tempesta che distrusse l'Armada spagnuola. Se il Duca di Medina avesse avuto seco a bordo un meteorologo dei nostri giorni, la superba flotta avrebbe eluso il maltempo ed il destino dell'Inghilterra sarebbe stato segnato! Se Napoleone già nell'anno 1812 avesse potuto disporre di un sicuro servizio di previsioni ed avesse assegnato al suo stato maggiore un meteorologo, la cruciale battaglia di Lipsia non sarebbe stata probabilmente combattuta ed il Congresso di Vienna non avrebbe mai avuto luogo. In tutti i tempi e durante tutte le guerre i fenomeni atmosferici hanno ostacolato o facilitato le avanzate, hanno fatto riuscire gli attacchi, hanno contribuito a decidere battaglie o hanno determinato sconfitte. In questa guerra però, in cui tante decisioni

vengono combattute nel cielo, durante la quale imperversa sull'Atlantico la battaglia del blocco ed un Esercito motorizzato è riuscito a passare all'Est su un terreno impervio, quasi privo di strade, durante questa guerra degli aeroplani e dei motori il meteorologo diviene un consigliere indispensabile, forse determinante, del condottiero e la «meteorologia bellica» diviene un'arma capitale per colui che giustamente l'impiega e la possiede.

Le cognizioni meteorologiche dell'Esercito tedesco abbracciano oggi uno spazio che si estende dall'Atlantico alla Moscovia ed al Donez, dal Mar Bianco sino al Mar Nero, dal Mare Artico fino al Mediterraneo e l'Africa. L'Inghilterra invece è prigioniera della sua «splendid isolation», che già da parecchio tempo non è più splendida, bensì in sommo grado penosa e fatale. Mentre la Germania è in condizione di dirigere in base ai fattori meteorologici le sue avanzate ed i suoi attacchi, i suoi apparecchi da ricognizione e di combattimento, i bombardamenti con i cannoni a lunga gittata e l'impiego dei Mas e dei sottomarini, l'Inghilterra e la sua Royal Air Force sono costrette a procedere — spesso letteralmente — a tastonii nella nebbia. Al termine di questa guerra si presenteranno il momento opportuno e l'occasione per esaltare degnamente pure le gesta ed i successi di quest'arma tedesca e dei suoi soldati: i meteorologi di guerra.

La guerra mondiale ha favorito decisamente lo sviluppo dell'aviazione, essa ha contribuito a creare un traffico aereo europeo. La guerra attuale procurerà all'Europa un prezioso e per tutti i tempi fecondo servizio meteorologico; un servizio di previsioni rigorosamente e unitariamente organizzato e perfezionato fino nei minimi dettagli, che, arricchito dalle infinite esperienze belliche, proteggerà nel futuro

l'Europa da ogni minaccia proveniente dall'etere o dalla bolgia meteorologica dell'Occidente...

Compiti futuri

Il compito della pubblicazione di previsioni meteorologiche, a realmente lunga scadenza, occuperà i meteorologi dell'Europa e del mondo ancora per dei decenni e forse per dei secoli. Poiché la compilazione di un almanacco di previsioni dei fenomeni meteorologici, per esempio per un anno, richiederà ulteriori complicate indagini ed un immenso paziente lavoro di dettaglio, il solo pronostico per una decade comporta, oltre la compilazione di 2400 tavole, il computo e la stesura di calcoli statistici fondamentali, i quali tengono occupati per dodici mesi di fila tre collaboratori versati nella matematica e nella meteorologia. Per poter calcolare anticipatamente i fenomeni di tutto un anno, uno scienziato di matematica e meteorologia dovrebbe lavorare per un intero secolo e disegnare contemporaneamente oltre 86.000 tavole meteorologiche — ammesso che la prolungazione delle date di previsione non aumenti ancor di più le difficoltà.

Sono stati ora scoperti dei singolari rapporti, finora non del tutto chiariti, fra le situazioni meteorologiche e la suddivisione della pressione barometrica nelle diverse parti del globo. Pare che la pioggia estiva della Terranova si riversi durante l'inverno sopra le isole Fär-Öer, e nell'estate successiva raggiunga Berlino. Se l'autunno argentino, che cade nei mesi dal marzo al maggio, è temperato, bello e asciutto, l'India ha un'estate ricca di piogge ed un ottimo raccolto; se l'inverno sulle isole Aleutine nel mare di Bering è molto rigido, a Sydney in gennaio perdura una pressione atmosferica insolitamente alta, regna cioè

Pelikan

Persone competenti affermano che questa fabbrica è modernissima, che i suoi impianti, la sua produzione e le sue istituzioni sociali sono perfetti. Essa produce: Penne stilografiche e matite automatiche - Inchiostri - Nastri per macchine da scrivere - Carta carbone - Inchiostri di china Colori ed altri materiali per scrittura e disegno. - I prodotti PELIKAN sono in vendita presso le migliori cartolerie.



G Ü N T H E R W A G N E R - H A N N O V E R

tra l'alta pressione delle Azzorre e la depressione dell'Islanda è molto forte. Se tutte queste premesse — che probabilmente saranno a loro volta fra loro connesse — si avverano, allora il Giappone può aspettarsi un agosto canicolare e l'indispensabile e vitale raccolto di riso è garantito. I meteorologi giapponesi possono di solito già in giugno prevedere i fenomeni atmosferici del mese di agosto, rendendo così un inestimabile servizio all'agricoltura e alla scorta nazionale del Paese.

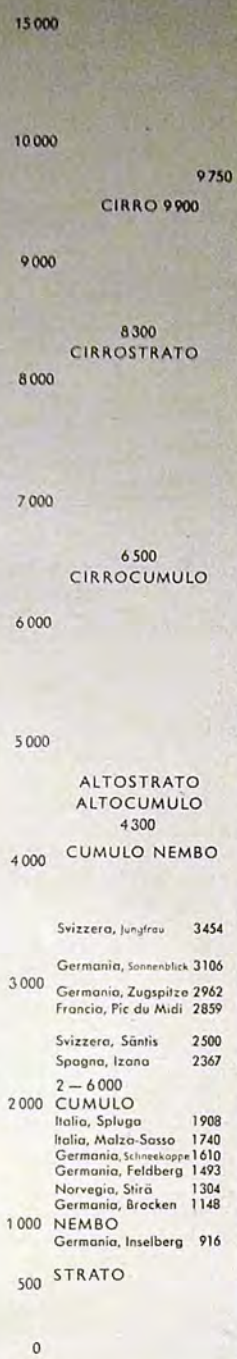
Uno dei più grati ed allettanti compiti futuri dei meteorologi europei sarà quello di approfondire ancor più le indagini, chiedendo simili relazioni e rapporti, e mettendo i frutti al servizio dei raccolti dell'Europa. Tali previsioni a lunga scadenza non tornano utili soltanto al nutrimento dei popoli europei, ma anche alla loro salute.

Si è potuto constatare che determinate malattie «seguono» i fenomeni atmosferici; si è osservato il decorso di un'ondata epidemica di spagnuola in Germania e scoperto che essa si è diffusa soltanto nelle zone sulle quali si riversò un'ondata di maltempo.

I biologi hanno già pronta una spiegazione: la saliva della bocca è il guardaportone del corpo, che allontana immediatamente gli ospiti indesiderabili e li rende innocui; questo portinaio è tanto più energico quanto migliore è il tempo, egli diviene pigro e negligente quando il maltempo lo rende svogliato!... La saliva contiene batteri e tutti i microbi con l'aumento della pressione atmosferica divengono più attivi e virulenti; in seguito dunque all'alta pressione aumenta il potere sterminatore della saliva, che perdura anche quando il bel tempo comincia a guastarsi ed i batteri più deboli, «succubi del tempo» sono già quasi spossati...

In ogni caso, sembra certo che determinati batteri preferiscano alcune situazioni meteorologiche, durante le quali si sviluppano meglio e divengono più aggressivi e pericolosi, sia questo un caldo umido, oppure un'alta o bassa pressione. Solo nelle masse d'aria artica o in quelle degli altostrati, i batteri sembrano condurre un'esistenza precaria, oppure essi sono collegati alle impurità dell'aria, a particelle di fumo, polvere e granelli di sabbia che si riscontrano assai spesso nelle masse d'aria subtropicale e assai di rado nell'aria artica e degli altostrati.

Se la medicina e la meteorologia, la biologia e le indagini sui fenomeni atmosferici verranno accomunate da un'unico lavoro di ricerca, allora qualche altra provvidenziale scoperta potrà recar giovamento all'umanità, aiutandola a difendersi dai suoi piccoli e grandi nemici. Ma non soltanto nelle previsioni sta racchiuso il valore che la meteorologia potrà avere per il futuro della nuova Europa: la prudente e sagace osservazione retrospettiva promette per lo meno i medesimi successi. Meteorologi e climatologi tedeschi sono all'opera, sotto l'energica guida dell'Istituto per il Servizio meteorologico del Reich, per compilare tavole, dalle quali si può rilevare la quantità delle precipitazioni e gli sbalzi di temperatura in determinati periodi; altre tavole indicano il termine della fioritura di maggio e dei meli, del taglio del fieno o della mietitura del grano nelle singole regioni dell'Europa; da altre tavole ancora, con uno solo sguardo, si può rilevare la fertilità del suolo per determinate colture vegetali. Contemporaneamente i biologi indagano sulle condizioni vitali e sulla vita stessa di queste piante, dal grano sino al tabacco, dalla vite sino alla patata, per



I drappelli esploratori meteorologici avanzano sino nella stratosfera. Nell'anno 1939 il servizio meteorologico dell'Europa disponeva di circa 1000 osservatori, che trasmettevano le loro comunicazioni più volte al giorno agli uffici centrali. Inoltre aviatori del servizio meteorologico esploravano le altitudini fino a cinque, sei chilometri di altezza. Le «radio-sonde» — strumenti di misurazione appesi ad un piccolo pallone e collegati a un minuscolo apparecchio radiotrasmettente ad onde corte — raggiungevano la stratosfera e trasmettevano alla stazione terrestre i risultati delle misurazioni. Nel disegno sono segnate anche le altitudini preferite da alcune specie caratteristiche di nuvole; dalla nube di pioggia (nembo) e dalla nebbia alta (altostrato) sino ai cirri che veleggiano a circa 8-10 chilometri di altezza.

Disegni: Heinisch

scoprire il loro «clima preferito» e per domiciliarle ed acclimatarle ove terreno propizio s'accoppia al clima prediletto. E le vaste distese dei territori orientali già attendono di dare ospitalità a una nuova e redditizia vita, dischiudendo all'Europa nuove fonti di benessere.

In Europa s'imparerà a vivere, e l'abitare fa pure parte dei godimenti della vita. Già una volta un meteorologo ha concorso alla scelta di un opportuno terreno per fabbricare: il Schneefernerhaus, uno dei più alti alberghi europei, venne costruito sulla cresta e non già sulla spianata inferiore, come originariamente previsto, su consiglio del dirigente l'osservatorio della Zugspitze. Nel futuro, all'architetto e all'economista, all'ingegnere e all'igienista si associerà col

suo consiglio il meteorologo, quando si tratterà di progettare nuove città giardino, di edificare delle case o degli stabilimenti industriali. I meteorologi dell'Europa devono indagare, scoprire e sfruttare ancora un'infinità di cose per il benessere e la prosperità del Continente.

La trasformazione e l'incremento della radio europea, lo sviluppo delle trasmissioni senza filo di immagini su tutti i territori europei ed il raggiunto perfezionamento della televisione, torneranno utili anche alle osservazioni meteorologiche, alle indagini e alle previsioni dei fenomeni meteorologici.

Forse... forse sarà persino possibile passare un giorno, rispetto ai fenomeni atmosferici, dalla difensiva all'offensiva, contribuendo attivamente alla formazione

del tempo in Europa. Quel giorno, un remoto sogno dell'umanità diverrebbe realtà: sono già stati fatti dei tentativi mediante l'erezione di pali contro la grandine e cannoni contro i temporali; sempre nuovamente delusi si hanno persino indiziato le onde della radio, asserendo che esse «guastano» il tempo... Ma forse fra decenni o fra alcuni secoli i meteorologi trasmetteranno realmente nell'etere delle onde per provocare, su ordinazione europea, dei cicloni, per produrre delle perturbazioni che irroreranno con feconde piogge l'assettata Europa, che sventaglieranno con un tiepido vento i campi ghiacciati...

Forse; poiché la meteorologia è ancora una scienza giovane e i suoi discepoli sono pieni d'energia e di fiducia. *Ludwig Kupeller*

«Soltanto con calma . . .»

EMERICH
HUBER

. . . si possono godere veramente i disegni di Emmerich Huber

„Man muß sich Zeit nehmen . . .“

wenn man die Zeichnungen von Emmerich Huber richtig genießen will

La caratteristica più efficace del disegnatore Emmerich Huber è la virtù della diligenza, un infinito ed inestinguibile amore per i particolari. Per quanto si possa sentir affermare che l'arte vuol dire «omettere», per Huber essa significa invece riempire, aggiungere, completare. I suoi lavori possono godere soltanto se — come lui nel disegnarli — ci si prende il tempo necessario per osservarli con calma. L'elemento di Huber non è la freddezza ma l'umorismo. Abbiamo pregato Emmerich Huber, il disegnatore stabile del settimanale tedesco «Illustrierter Beobachter», di narrare ai lettori del «Signal» brevemente la sua vita.

Das eindringlichste Merkmal des Zeichners Emmerich Huber ist die Tugend des Fleißes, eine unstillbare innige Liebe zur Einzelheit. So oft auch behauptet werden mag, Kunst sei „Weglassen“ — bei Huber ist sie: Ausfüllen, Hinzufügen, Ergänzen. Man hat was von ihm, wenn man sich nur, wie er selber zum Zeichnen, gehörig Zeit zum Betrachten nimmt. Hubers Element ist nicht der Witz, sondern der Humor. Seine Arbeit schenkt Freude.

La mia giovinezza fu la più felice che si possa immaginare. Mio padre era arcimilionario, mia madre era ricca anche lei, ed io ero l'unico figlio. Il lusso che mi circondava in ogni dove, mi permise di dedicarmi già dalla più tenera età alle mie inclinazioni artistiche. All'età di quattro anni il 6 di maggio 1907, venni rapito dai corsari . . .

Giacché però la spettabile redazione mi ammonisce minacciosamente di attenermi alla verità, sono spiacente di dover ricominciare daccapo. Peccato! Trovavo l'inizio tanto carino . . .



Dunque: naturalmente, disegnavo anche da ragazzo, pur non essendo figlio di milionari, però per sfortuna i lavori più importanti di questo mio periodo d'evoluzione non esistono più. Sul periodo scolastico, durante il quale tentai di spiegare intensivamente il mio talento, preferisco non dilungarmi più del necessario . . .

Mio padre, un uomo dal modo di pensare piuttosto pratico, dopo gli anni di scuola, mi mise a fare il tirocinio come meccanico. Per quattro anni di seguito gli impiegati dell'ufficio paga della AEG ebbero di che meravigliarsi quando, ogni settimana, esaminavano il mio libretto delle paghe . . .

Quanto ai miei ulteriori sviluppi come disegnatore di insegne, bozzettista pubblicitario, illustratore di libri ecc., non farò che questo breve accenno; naturalmente anche la mia collaborazione nella stampa come umorista non cominciai come me l'ero immaginato . . .

Ma da allora — almeno così mi sembra — sono già passati 420 anni, poiché quando mi presento alla redazione con dei disegni oggi, mi si offre già una seggiola ed un pezzo di tabacco da masticare e!

Dopo aver già da tempo finito il tirocinio e già sostenuto il mio esame di tecnico, dopoché ad occhio e croce avevo traslerito 942 km del miglior cavo conduttore e costruito una quantità di fantastici commutatori, un bel giorno, occupandomi dei miei studi artistici ai quali mi dedicavo sempre nelle ore libere, pensai: «Eppure dev'esser più bello esser disegnatore!». E senza tanto almanaccare cambiai mestiere





Le migliori idee mi vengono — chi ride laggiù? — nella vasca da bagno. Davvero! Prima della guerra me ne stavo spesso tutta la mattinata nell'acqua col blocco degli schizzi

Oggidi, nei giorni in cui manca l'acqua corrente calda, mi faccio scaldare da mia moglie un po' d'acqua in una pentola, mi metto a guazzarvi dentro con la mano sinistra e, caso strano, è quel che basta!



Se ciononostante non mi viene nessuna buona idea, allora mi metto a trasferire le condutture elettriche della mia abitazione. Sono elettricista qualificato!... Oppure smonto orologi di ogni sorta — per me una piccolezza perchè ne ho tre cassette piene — e poi li monto di nuovo, cosa che qualche volta mi riesce davvero



Ogni disegnatore umoristico ha un motivo che preferisce, un motivo di cui egli è innamorato. Io, per esempio, ho un debole per l'era della pietra, e ci trovo gusto ad immaginarmi come sarebbero state le cose se avessi vissuto, diciamo, 2500 anni fa...



È notorio che i caricaturisti vanno in giro con quattro occhi, perchè nulla possa loro sfuggire. Ma non lo si può tipere abbastanza perchè ne prenda nota specialmente il mondo femminile. Ciò fa parte della nostra professione e non vi si nascondono cattive intenzioni. Naturalmente a me succede la stessa cosa



Io lavoro mano in mano con un medico, uno specialista per disturbi biliari, che raccomando sempre ai signori redattori, ogni qualvolta vanno in collera a motivo della mia (purtroppo) impuntualità cronica nella consegna dei disegni ordinati. Ma questo fatto al lettore non interesserà molto...



Per finire, rispondo qui ancora alla domanda fattami dalla redazione: «Qual'è la cosa che vi farebbe il maggior piacere?» Ecco qua: vorrei starmene un anno intero su in alto, sui monti tirolesi, fare il cascinaio, non avere né telefono né giornali e non far altro che dipingere mucche, monti e fiori... Però, siccome sono un appassionato del cinema, bisognerebbe che ce ne fosse uno proprio accanto...

«in»



GOLD PFEIL

Oggetti di pelle

In eleganza, forma distinta e lavorazione manuale, riconosciuto come modello esemplare internazionale.

Prodotti genuini della:
Ludwig Krumm A.-G., Offenbach/M.



Avvenne durante una partita...

Es geschah in einem Spiel

1

«Carlo, mi fa male di nuovo il dente, credi che vinceremo la partita?»

„Karl — mein Zahn tut wieder weh — ob wir das Spiel gewinnen?“



2

„...!“



3

„...!“



4

«Carlo, ora se n'è andato.» Il dente è perduto...

„Karl, er ist jetzt 'raus.“ Der Zahn ist verloren...



5

... «Goal!» La partita è vinta! ... das Spiel gewonnen: „Tor!“

Una scena umoristica dal nuovo film calcistico tedesco «Una partita emozionante» (Bavaria-Film) con Joe Lerche Gustav Knuth, quali massaggiatore e allenatore



Fraternità d'armi nella solitudine glaciale

«...», ma quelli sembra non capiscano. Uno dice ad un tratto: «Siamo aviatori tedeschi...» e l'aspirante ha subito la certezza che si tratta di tedeschi, pur non comprendendo le loro parole. S'inoltra lentamente; seguito carponi da uno dei suoi, gridando: «Finlandese! Finlandese!» Permangono da ambe le parti una certa diffidenza. I Tedeschi restano coricati; i due Finlandesi continuano ad avanzare come verso un nemico. Se ne sono già vedute d'ogni colore: bolscevichi in uniforme finlandese, e persino con contrassegni tedeschi sui velivoli hanno sorvolato le linee finlandesi; hanno interpellato in finlandese gli avamposti. Non ci si casca più. Ma non c'è più tempo da perdere: l'incertezza dura ormai da oltre mezz'ora. L'aspirante intima in russo: «Su le mani!» Quelli non si muovono. E l'aspirante: «Spara!...» Nessuna reazione. Allora, con due balzi felini, egli raggiunge i due sconosciuti.

Sì, sono Tedeschi. Dicono: «È dunque vero, siete Finlandesi! Siamo così vicini al fronte? Il mio compagno ha, da tempo, le mani congelate.» L'altro soggiunge: «Sono tre giorni che ci aggiriamo qui, ma soltanto la notte. È un pezzo che non abbiamo più nulla da mangiare. C'è molta strada di qui alle vostre linee? Possiamo arrivarci senza sci? Temo di no. Ho le mani congelate, credo... Non siamo stati abbattuti dal nemico; abbiamo dovuto compiere un atterraggio forzato, e l'apparecchio si è sfasciato. Ma io parlo in disordine. Capite qualcosa di ciò che vi dico?... Carlo! Credo che non intendono neanche una parola. Non vedono la nostra gioia!» L'altro aviatore si alza, ma barcolla. Infine dice: «Temo che

anche le ginocchia mi si siano congelate...»

L'aspirante torna verso i suoi uomini, riprende gli sci; confabula col sottufficiale, poi impartisce ordini. «Sono Tedeschi», dice, «sono camerati nostri. Dobbiamo condurli in salvo. Hanno fatto tanto per noi, gli aviatori tedeschi! Ma come condurli via? Senza sci, come sono, vanno troppo adagio.» Un istante di riflessione. Poi: «Nilo ed Eino, su, voi due siete i più forti. Portateli a spalla fino al bosco, laggiù. Poi fabbrichiamo due barelle, così andrà meglio. Bisogna che mangino anche qualcosa; ma sulle barelle. Fatele lunghe, per non urtarvi tra voi con gli sci. Via! Il tempo stringe.»

È ancora notte. I due Tedeschi, esitanti, sembra vogliano dire: «Non possiamo pretendere che ci prendiate con voi. Il vostro compito è già abbastanza duro senza di noi.» Quando l'aspirante ripassa loro accanto, fanno tuttavia per seguirlo. Ma uno dei due aviatori, esausto, si abbatte contro la spalla del camerata. Nilo ed Eino sopravvengono. Senza dir nulla, accennano alle proprie spalle, si chinano, fanno un gesto d'invito. I Tedeschi fanno segno di no: è impossibile, non c'è da pensarci; seguiranno da soli le tracce dei Finlandesi...

Questi, se non comprendono le parole, li intendono lo stesso. Nilo afferra senz'altro alla cintola l'aviatore mezzo assiderato e se lo carica in ispalla, come niente fosse. A quel gigante non fanno impressione né gli ottanta chilometri di marcia già percorsi, né i quaranta che restano da percorrere. Anche Eino s'impazientisce, pesta

forte la neve con gli sci. All'aviatore non rimane che mettersi a cavalcioni sul dorso di Eino, se non vuole impacciare tutta la pattuglia. Ha capito infatti che, senza i due Tedeschi, i Finlandesi non se ne vogliono andare.

Giunti alla foresta, fanno una breve sosta. I Finlandesi se n'intendono, di congelamenti. Fanno delle frizioni al sottufficiale aviatore e gli fanno bere del caffè nero dai loro termos. Intanto gli altri hanno fabbricato con rami di betulla due barelle, munite di lunghe stanghe. Chi vi giace sopra è molto esposto al freddo, ma non c'è rimedio: i Finlandesi non vogliono andarsene senza i due Tedeschi. Li costringono ad adagiarsi sulle barelle, danno loro galletta e burro congelato delle loro scarse razioni, e riprendono la marcia, sempre sulle orme dell'aspirante, che procede in testa.

Così attraversano veloci quel deserto. A poco a poco albeggia: lunga alba, nordica, che, in capo a poche ore, trapassa nel crepuscolo serale. I Finlandesi si alternano, ogni pochi chilometri, nel portare le barelle. Anche l'aspirante li aiuta. Il sottotenente aviatore, ogni tanto, vorrebbe metter piede a terra, per camminare un tratto accanto agli altri. Ma i Finlandesi non lo permettono. Il terreno è cattivo, torboso: s'inciampa, si cade; impossibile tenere il passo con gli sciatori, che, malgrado le barelle, mantengono un'andatura d'inferno. A un certo punto il sottotenente grida al suo camerata aviatore: «Come ti senti?» Quegli non risponde. Allora lo depongono, gli rinnovano le frizioni. Poi il sottotenente fa un tratto a piedi accanto alla sua barella vuota: nella foresta la neve non è tanto alta. Ma, all'uscire allo scoperto, tutti quanti si gettano a terra: una pattuglia bolscevica! L'aspirante l'ha scorta a tempo.

Anche il nemico si è accorto di qualche cosa. Sono uomini senza sci. La posizione sovietica dev'essere vicina. I Finlandesi si addentrano di nuovo nella foresta. Il nemico spara una dozzina di fucilate; le pallottole vanno a ficcarsi nei tronchi gelati; i Finlandesi sono già lontani. Ora corrono arrancando sugli sci. Quelli che portano le barelle, sebbene senza bastoni e coi fucili che ciondolano sui cappotti, reggono alla stessa andatura.

A notte bisogna attraversare la linea nemica varcando un fiume. Hanno gettato via una delle barelle: il sottotenente si è rifiutato di lasciarsi portare più oltre. Ma il sottufficiale non è in grado di camminare. Forse il ginocchio è perduto...

La luna non è sorta ancora. Quando hanno ormai passato il fiume, si sente abbaiare una mitragliatrice nemica. Innocua ormai, non tarda ad ammutolire. Ecco il primo avamposto finlandese: sono in portò! I due uomini che portavano la barella con l'aviatore congelato la depongono, respirando profondamente. C'è già chi provvede a condurre i due aviatori all'ambulanza. È subito pronta una slitta trainata da un cavalluccio. L'ufficiale tedesco ha appena il tempo di stringere la mano all'aspirante finlandese, dicendogli: «Camerata! Grazie di cuore!» e già i Finlandesi sono ripartiti verso il settore di Ahma, per far rapporto della loro spedizione e, dopo il bagno caldo della sauna, godere di un sonno ristoratore.

Nelle solitudini del Settentrione si afferma lo spirito di fraterna abnegazione. Molti sono ivi gli esempi di generoso cameratismo tra Finlandesi e Tedeschi, fra Tedeschi e Finlandesi, che combattono uniti la peste bolscevica. Uno dei tanti, strappato all'oblio, rende testimonianza di tale virile cameratismo.

Signal Nr. 4, anno 3^o, 2^a fascicolo di febbraio 1942 / esce ogni 15 giorni / Redattore capo: Wilhelm Reetz, vice-redattore capo: Hugo Müllang / Casa editrice e stampa: Deutscher Verlag, Berlin SW 68, Kochstraße 22-26 / Alle Rechte vorbehalten / Tutti i diritti riservati / Tous droits réservés / All rights reserved

0,000 035 grammi di iodio



Solo una minima quantità di iodio

penetra, durante la pulizia dei denti effettuata col Iodio-Kaliklora, nelle mucose orali ed in seguito, nel sistema della circolazione del sangue, eppure l'effetto è sorprendente. Nella profilassi e nella cura dell'infiammazione delle gengive che spesso è congiunta ad un tenentamento dei denti (paradentosi, come pure

per eliminare l'eccessiva sensibilità dei colletti dei denti, non esiste un mezzo migliore, come lo dimostra la letteratura di medicina e le migliaia di attestazioni dei medici e dei dentisti. Nei casi in cui è necessario ottenere un più intenso e sicuro effetto si adoperi, dietro prescrizione medica, l'efficace Iodio-Kaliklora.



In vendita soltanto presso le farmacie.

Signal



Scoperta
in Germania:

Rosita Serrano

La bella cantante cilena si acquistò con le sue canzoni il diritto di domicilio in Germania e attraverso la radio divenne una dei beniamini di milioni di soldati germanici

Foto: Quilix